gebunden 7/5/4. 99

Rosa d'Albret,

oder

Stürmische Zeiten.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell ꝛc.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1844.

P. o. germ. 31908

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zwanzigstes Kapitel.

Es war ungefähr zwei Uhr Mittags, als die Truppe des Herzogs von Nemours in die kleine Stadt Maintenon einritt; denn dieser Prinz eilte sehr rasch mit seinen Gefangenen weiter, obgleich er wußte, daß, da die Hauptmasse der Flüchtigen vom Schlachtfeld von Ivry eine andere Richtung eingeschlagen hatte, es weniger wahrscheinlich war, daß er verfolgt werden würde, als wenn er dieselbe Richtung, Mantes zu, gewählt hätte. Wie er sich jedoch Maintenon näherte, mäßigte er einigermaßen den Schritt der Pferde und gab seinen Leuten Befehl, eine strengere Ordnung anzunehmen; und ehe er die Thore der Stadt erreichte, ließ er sein Pferd so wie die der Uebrigen im Schritt gehen, wie wenn er gemächlich durch das Land zöge.

Alles, was an Flucht und Besorgniß erinnern konnte, wurde verbannt; und de Montigni hörte Einen der Soldaten, der beim Hineinreiten mit einem Bürger sprach, behaupten, sie hätten ein Gefecht bei Ivry gehabt, in welchem der König geschlagen und zurückgetrieben worden sey.

Ein etwas bitteres Lächeln krümmte seine Lippe; aber er äußerte keine Bemerkung; und der gute Bürger, mit einer zweifelhaften Miene den Kopf schüttelnd, versetzte:

„Ja, das mag so seyn; aber ganz andere Gerüchte laufen in der Stadt um; und wenn Ihr eine Schlacht gewonnen habt, warum marschirt Ihr vom Schlachtfeld weg?"

„Ha, coquin," versetzte der schnellbesonnene Soldat, „weil wir die Nachricht nach Chartres bringen sollen, nebst Befehlen an den Gouverneur, seine Leute hinauszuschicken, und die Flüchtigen von Alençon abzuschneiden."

Noch immer schien der Mann nicht überzeugt; aber der Soldat ritt weiter, seiner Truppe nach; und der Herzog machte in der Stadt zwei Stunden Halt, um seine Pferde füttern und ausruhen zu lassen. Während dieses Aufenthalts ließ er den in der Stadt kommandirenden Offizier zu sich rufen und hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm, welche de Montigni und Rosa d'Albret Gelegenheit gab, zum ersten Mal seit ihrer Gefangenschaft, unbeobachtet sich mit einander zu besprechen. Der Herzog hatte Befehl gegeben, ein Mittagsmahl zu bereiten, und sie höflich eingeladen, daran Theil zu nehmen, worauf er sie in dem Speisezimmer des Gasthofes allein ließ, während er mit dem Gouverneur seine Besprechung draußen hielt. Aber obgleich es für Beide ein Trost und eine Wohlthat war, im Stande zu seyn, ihre Besorgnisse und ihren Kummer Eins in des Andern Brust auszuströmen, war doch ihr Gespräch traurig und fruchtlos; denn sie konnten keinen Plan für ihre

künftige Handlungsweise verabreden, sie konnten aus der peinlichen Lage, in welcher sie sich befanden, keine Hoffnung schöpfen und ableiten. Alles was sie thun konnten, war, einander Treue und Standhaftigkeit zu versprechen und wieder zu versprechen, und kommende Ereignisse abzuwarten, in der Hoffnung einer endlichen Befreiung. De Montigni fand es nicht schwer, Rosa die Zusage abzugewinnen, mit ihm zu fliehen, sobald sich eine Gelegenheit darbiete; und Jedes gelobte dem Andern, ihren Bund als vollendet und unverletzlich zu betrachten, welche Mittel auch angewendet werden möchten, ihn zu zerreißen.

„Laßt uns einander als vermählt ansehen, theuerste Rosa," sagte de Montigni; „und seyd unbesorgt wegen des Ausgangs. Der König gewinnt jeden Tag Vortheile über seinen Feind. Diese Faktion muß bald zermalmt seyn, trotz des Beistandes, den sie von Spanien erhält; über mein Lösegeld wird man bald im Reinen seyn; und sollten sie versuchen, meine Braut zurückzubehalten, so will ich sie nöthigenfalls mit gewaffneter Hand befreien. Wenn Blutvergießen die Folge davon ist, so möge Chazeul es verantworten. Die Schuld ist sein, nicht mein."

„Oh! nein, nein!" rief Rosa; „thut nichts Uebereiltes, Louis! Ich bin die Eurige, werde immer die Eurige bleiben. Besser, Monate, ja, Jahre lang warten, als Eure Hände in das Blut von Verwandten tauchen. — Aber ich will hoffen, daß keine solche schreckliche Thaten werden nöthig werden. Wenn einmal die Autorität des Königs überhaupt fest begründet ist, wird sich Monsieur de Lian-

court ihr leicht fügen. Er gehört nicht zu denen, welche für eine unterliegende Sache bis auf den letzten Mann aushalten. Aber in jedem Fall," fuhr sie fort, als die Thüre aufging, „sey die Zeit lang oder kurz, sey die Probe und Prüfung hart oder leicht, ich bin die Eurige für immer."

Sie wußte nicht, wie hart die Prüfung ausfallen sollte!

Wie sie sprach, trat der Herzog von Nemours mit ein Paar Herren seines Gefolges in das Zimmer; und bald darauf wurde die von ihm bestellte Mahlzeit aufgetragen. Die Aufregung und Gereiztheit wegen der verlorenen Schlacht, in welcher er sich befunden, als de Montigni und seine schöne Begleiterin in seine Hände gefallen, war vorüber; und gegen Rosa d'Albret wenigstens hatte er wieder ganz die Artigkeit angenommen, für die er berühmt war. Gegen de Montigni war sein Benehmen ungleich und unsicher; zwar kehrte er nie wieder zu der unartigen Barschheit zurück, die er anfänglich an den Tag gelegt hatte, aber er war manchmal kalt und frostig, und dann wieder munter und beinahe freundlich. Er war ein Prinz, der sich, ohne viele wirkliche Verdienste, einen großen Ruf in ganz Europa erworben hatte; und de Montigni wußte vom Hörensagen, daß er tapfer war bis zum Uebermaß, großmüthig bis zur Verschwendung, und daß er in seinem Thun und seinem Wesen einen ritterlichen Ton zur Schau trug; aber er wußte nichts von den Fehlern, welche sich später so auffallend entwickelten, und des Herzogs Verderben und Tod herbeiführten — Selbstsucht, Ehrsucht, tyrannische Härte und vermessene Eitel-

keit, welche ihn verleitete, überall seine Talente und seine Wichtigkeit zu überschätzen.

Wie sie mit einander bei Tische saßen, stellten sich eine Zeit lang nur die schöneren Seiten im Charakter des Herzogs seinen Gefangenen dar. Er richtete an de Montigni mehr als Einmal das Wort, er drang in Rosa, vor ihnen sich vom Essen vorzulegen, sprach von den Vorfällen der Schlacht, und lobte sogar laut die Talente und den Charakter des Königs. — Der junge Baron ließ sich zu dem Wahne verführen, diese äußeren Anzeichen einer hohen und edeln Natur seyen wohl die ächten Beweise eines großmüthigen Herzens; und er beschloß, sich seiner Großherzigkeit in die Arme zu werfen, ihm die Verhältnisse zu erklären, in welchen er sich befand, und ihn zu bitten, wenigstens noch einige Zeit lang darauf zu verzichten, Mademoiselle d'Albret in die Gewalt derjenigen zu liefern, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine solche Gelegenheit mißbrauchen würden. Aber beinahe schon im nächsten Augenblick, wie um ihn in seinem Vorhaben irre zu machen, nahm Nemours wieder sein vornehmes und übermüthiges Benehmen gegen ihn an; und so wechselte es von Zeit zu Zeit; im Einen Augenblick schien er zu vergessen, daß de Montigni ein Gegner und ein Gefangener war, und im nächsten behandelte er ihn beinahe wie einen verurtheilten Verbrecher.

Nach zweistündiger Rast, wie gesagt, wurde der Marsch nach Chartres fortgesetzt, aber jetzt in langsamerem Schritte; und ehe sie diese schöne alte Stadt erreichten, ging die Sonne in wolkenlosem Glanz unter und die Sterne traten

am Himmel hervor. Müde, schweigend, ängstlich und niedergedrückt ritt Rosa d'Albret weiter, auf die häufigen Aufmerksamkeiten Nemours nur einsylbig antwortend, bis sie endlich die Thore erreichten, wo sie ein Paar Minuten aufgehalten wurden; denn die Kunde von der Niederlage bei Ivry hatte schon die Stadt erreicht, und Alles war voll ängstlicher Vorsicht, sich gegen einen Ueberfall zu decken. Endlich wurde die Truppe eingelassen; Fackeln wurden von der Hauptwache herbeigeholt; und unter ihrem rothen und düstern Licht, welches auf die hohen Häuser mit den mannigfaltigen kleinen Fenstern fiel, ritt der Zug durch die engen Straßen weiter dem Castell zu.

Man hatte die Nachricht von der Ankunft des Herzogs von Nemours von dem Thore aus an den Gouverneur geschickt; und der äußere Hof der Citadelle war angefüllt von Herren und Offizieren, als die Truppe einritt. Nemours stieg von seinem Pferde ab, sobald er das Befehlswort zum Haltmachen gegeben; und auf einen finster aussehenden Mann von mittlerem Alter zu schreitend, welcher der Vornehmste unter den Anwesenden zu seyn schien, umarmte er ihn und sagte:

„Nun, Monsieur de la Bourdasière, ich komme früher zu Euch als ich erwartete. Wir sind schlimm bedient worden bei Ivry; und die ausländischen Truppen haben wieder einmal unser Vertrauen getäuscht und verrathen. Indessen — ich bringe zwei Gefangene mit mir — oder wenigstens Einen," verbesserte er sich, „denn das Fräulein ist keine Gefangene, und von ihr will ich gelegentlich sprechen, wenn

Ihr jetzt die Güte haben wollt, sie zunächst unter den Schutz und die Obhut der Madame de la Bourdasière zu stellen.“

Der Gouverneur schien eine Frage zu thun, welche de Montigni nicht hörte; aber Nemours versetzte sogleich: „Oh, ja! von dem höchsten. Es ist Mademoiselle d'Albret, Tochter des verstorbenen Grafen de Marennes.“

„Recht gerne,“ versetzte der Gouverneur. „Wir wollen sie unterhalten, so viel in unsern armen Kräften steht;“ und mit Nemours zu Rosa's Zelter hintretend, half er ihr absteigen und sagte: „Meine Frau wird sich sehr glücklich schätzen, Euch Gesellschaft leisten zu dürfen, Mademoiselle d'Albret.“

Rosa warf einen ängstlichen Blick auf de Montigni, welcher von seinem Pferde sprang, und sich ihr nähernd, ehe Jemand dazwischen treten konnte, ihre Hand ergriff und sagte: „Es freut mich, Euch so guten Händen anvertraut zu sehen, theuerste Rosa.“

Der Gouverneur warf einen ernsten und forschenden Blick auf ihn; aber de Montigni fuhr fort, laut genug, daß Alle es hören konnten; „Seyd ohne Furcht, der Kontrakt wegen unserer Vermählung zwischen Eurem Vater und meinem Oheim kann nicht zerrissen werden, mögen sie thun, was sie wollen.“

„Kommt, kommt, genug hievon, Herr!“ sagte der Herzog von Nemours; und der Gouverneur, Rosa bei der Hand nehmend, führte sie weg in das Kastell.

„Monsieur de Nemours,“ sagte der junge Edelmann,

sobald sie weg war, „ich bin Euer Gefangner; und ich kann Euch nicht tadeln, daß Ihr den erlangten augenblicklichen Vortheil benützt habt, um mich dazu zu machen. Ich kenne den Ruf des Herzogs von Nemours zu gut, als daß ich glauben sollte, er werde irgend es an Artigkeit fehlen lassen gegen einen Mann in solcher Lage; daher verlange ich, gegen ein Lösegeld frei gelassen zu werden, und das ohne Verzug, gemäß dem gewöhnlichen Brauche und Herkommen des Krieges."

Nemours starrte ihn einen Augenblick an, ihn von Kopf zu Fuß messend, und dann sich auf der Ferse umdrehend, sagte er: „Ich will es mir überlegen, Herr."

Eine scharfe Antwort wollte sich auf de Montigni's Zunge drängen; aber er unterdrückte sie, da er sich noch besann, wie sehr sein Schicksal und das Schicksal der ihm theuersten Person auf der Welt von dem Manne abhängen dürfte, mit welchem er sprach. Das Blut stieg ihm jedoch in die Wangen: und er biß sich in die Lippe, um den Zorn zurückzuhalten, den er kaum unterdrücken konnte, während Nemours, Einen seiner Edelleute zu sich rufend, in leisem Tone einige Befehle ertheilte.

„Nehmt seinem Diener sein Ehrenwort ab," sagte er am Ende laut, „und laßt ihn freien Ein- und Ausgang haben um seinen Herrn zu bedienen. Was das Zimmer betrifft, so besprecht Euch darüber mit den Leuten von Monsieur de La Bourdasière;" und dann, sich wieder zu de Montigni wendend, fügte er bei: „Wir sehen uns morgen wieder, Herr; inzwischen, gute Nacht!"

Mit diesen Worten schritt er von ihm weg und trat in das Kastell, geleitet von einigen Offizieren des Gouverneurs. De Montigni blieb noch ein paar Augenblicke stehen, während die Begleiter von Nemours und die im Hofe versammelten Leute um ihn herum sich mit einander besprachen über die Ereignisse des Tages, und manche ängstliche Frage an diejenigen gerichtet ward, welche an der Schlacht Theil genommen hatten, über den Verlauf, den sie genommen, und über die Folgen, die sie vermuthlich haben werde. Jeder Mann beantwortete die Fragen je nach seinem besondern Charakter und seiner Gemüthsart. Einige nahmen es ganz leicht; behaupteten, man könne es kaum eine verlorene Schlacht nennen; Mayenne stehe an der Spitze von fast so vielen Truppen als nur je; und obgleich der Feind das Feld behauptet, habe er es doch theuer bezahlt. Andere, aufrichtiger oder besorgter, gestanden zu, daß es am Ende eine vollkommene Auflösung gewesen, daß Jeder geflohen sey, so gut er gekonnt, und daß der König, den Degen in der Faust, Mayenne gegen Mantes zu verfolge. Andere begnügten sich mit einem bedeutsamen Achselzucken des Zorns oder Verdrusses; im Ganzen aber erriethen die Offiziere des Gouverneurs leicht, daß die Royalisten einen großen Sieg erfochten, daß ihre Partei eine furchtbare Niederlage erlitten hatte.

Endlich trat der Edelmann, mit welchem Nemours zuletzt gesprochen und der sich in einiger Entfernung mit einem Andern unterredet hatte, auf de Montigni zu und sagte: „Jetzt, mein Herr Baron, wenn Ihr mir und Mon-

sieur de la Haye folgen wollt, wollen wir Euch Eure Zimmer anweisen. — Kommt hieher," fuhr er fort, de Montigni's Diener winkend, welcher mit ihm gefangen worden war; „Ihr könnt Euern Gebieter bedienen, bis er sich losgekauft hat, so werdet Ihr auch sehen wollen, wo seine Wohnung ist;" und mit dem Offizier vorangehend, mit welchem er gesprochen hatte, führte er den jungen Edelmann in das Kastell. Den Wällen folgend, welche in jener Zeit sehr ausgedehnt waren, näherte er sich einem kleinen abgesonderten Gebäude, welches als ein Haus zur Erquickung der Soldaten, oder als eine Art Markedenterei benützt zu werden schien.

Das untere Stockwerk wimmelte von trinkenden und schwatzenden Leuten; aber nachdem sie den Gang durchschritten, gelangten sie zu einer schmalen, schlechtgebauten Treppe, welche zu einigen Zimmern oben führte. In einem von diesen fand sich ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, alle von ärmlichster Beschaffenheit. Die Fenster waren nicht im besten Zustand, und keine Vorhänge waren da, um das grelle Licht des Tages oder die Winde bei Nacht abzuhalten. Die Wände waren in dem rohen, kunstlosen Zustand, in welchem die Hände des Maurers sie gelassen, und Alles hatte ein elendes, unbehagliches Aussehen, nicht sehr tröstlich für das Auge des Gefangenen.

Dieß, erfuhr er, sollte sein Aufenthaltsort seyn, so lange er in der Stadt der Druiden verweilte; und wohl einsehend, daß Vorstellungen nichts fruchten würden, setzte er sich auf den einzigen Sessel, während der Offizier von

Nemours seinem Diener das Ehrenwort abnahm; und dann, mit einer kalten Verbeugung gegen den Gefangenen, sich entfernte.

De Montigni blieb, das Haupt auf die Hand gestützt, ein paar Augenblicke schweigend sitzen, während sein Diener ihn mit einem trostlosen Gesicht anstarrte; endlich jedoch wagte der Mann seines Gebieters Träumerei zu unterbrechen mit den Worten: „Das ist ein sonderbarer Ort, den man Euch anweist, Herr. Nicht sonderlich artig, Pardie! obgleich Ihr ein Gefangener seyd.“

„Der Ort thut wenig zur Sache, mein guter Freund,“ versetzte der junge Edelmann. „Wir haben in den Alpen in schlimmern Löchern geschlafen, als dieses ist. Ein Gefangener zu seyn, das macht diese Wohnung schlimm — und dazu noch in einem solchen Zeitpunkt!“ setzte er hinzu mit einem bittern Seufzer, „wo ich das Glück so nahe hatte, um es mit der Hand fassen zu können; wo die Sache des Königs siegreich war; wo eine Minute mehr uns Beide gerettet hätte!“

„Es war in der That ein rechter Unstern, Herr,“ sagte der Diener. „Man sagt: das Glück wechselt alle sieben Jahre; Gott verhüte, daß es bei uns so lang daure, denn wir haben in Frankreich einen schlechten Anfang gehabt. Aber jedenfalls will ich versuchen, den Ort etwas behaglicher zu machen, Herr. Geld wird auch in Chartres Alles vermögen, so gut wie anderswo.“

„Wollte Gott, es könnte mich von hier befreien!“ ver-

setzte de Montigni. „Er wird sich doch sicherlich nicht weigern, mich auslösen zu lassen?“

„Ich weiß nicht, Herr,“ versetzte der Mann. „Ich habe gehört, daß sie in diesen Bürgerkriegen schon sonderbare Dinge gethan haben; aber wenn er es thäte, Herr, so müßt Ihr eben entfliehen; und wie ich eben gesagt, Geld vermag Alles.“

De Montigni schüttelte den Kopf, aber er ließ den Mann gewähren, wie er das Zimmer etwas behaglicher zu machen sich bemühte. Ein Armleuchter ward von unten herbeigeschafft, um die einzige Lampe zu ersetzen, welche der Offizier da gelassen hatte; ein Stück Teppich ward anderswoher geholt, um das Fenster zu überkleiden; ein Büschel Binsen fand sich auch, den Boden damit zu bestreuen; ein weißes Leintuch ward über das Bett gebreitet, um die etwas schmutzigen Kissen und Decken zu verstecken, woraus es bestand; und, Dank der Nähe der Schenke, zierten bald Wein und Speisen verschiedener Art den Tisch, der mit einem jener feinen weißen Tücher bedeckt wurde, wegen welcher, wie uns Le Grand versichert, Frankreich damals berühmt war.

Aber so oft die Thüre auf und zuging, erblickte de Montigni die Gestalt eines Soldaten, entweder auf und abgehend, oder auf seine Partisane gestützt; und bitter empfand er, daß er ein Gefangener war, ohne alle Macht, den Gang von Ereignissen zu hemmen und zu ändern, welche um ihn her vorgingen, die Zerstörung aller seiner Hoffnungen, die Vereitlung aller der Träume von Wonne drohend, in welchen er nur erst vor wenigen Stunden noch geschwelgt

hatte. Wie es gewöhnlich geschieht bei bitterem und fruchtlosem Verdruß und Unmuth in einem jungen, unerfahrenen Gemüth, machte er sich selbst Vorwürfe, daß er nicht Alles das gethan habe, was das Mißgeschick, welches ihn betroffen, abgewendet haben würde. Er tadelte sich selbst, daß er an der Schlacht Theil genommen, da er doch keine dringende Veranlassung dazu gehabt; er vergaß alle die Gründe und Lockungen, welchen seine Seele nachgegeben hatte, als er Rosa in dem Pächterhaus zu Mainville verließ, um allen Ruhm und alle Gefahren des Schlachtfeldes von Ivry zu theilen. Dann bereute er, daß er, sehnlich verlangend, ihr zuerst die Siegesbotschaft zu überbringen, zurückgeeilt war, sobald er die Schlacht entscheidend gegen die Liguisten sich wenden sah, und gestand sich selbst ein, daß er hätte mit dem König den Feind weiter verfolgen sollen.

Wer aus häufigen Erfahrungen und Proben die Fehlbarkeit menschlicher Einsicht und Urtheilskraft kennt, und weiß, wie oft die besten Berechnungen durch unerwartete Schicksalswechsel fehlschlagen, urtheilt so gut und sicher er mittelst des Lichtes der Vernunft kam, handelt entschlossen, wenn seine Entscheidung gefaßt ist und überläßt das Uebrige dem Willen Gottes; dankt Ihm, der Allem Gedeihen und Erfolg verleiht, wenn seine Bestrebungen vom Glück gekrönt werden, und beugt sich vor Ihm, ohne sich selbst zu verdammen, wenn seine Bemühungen mißlingen. Aber die Jugend vermag dieß nicht; denn es ist ihr unabänderlicher Fehler, menschlicher Macht und Kraft zu viel zuzutrauen. Wir entdecken ihre Schwäche erst, wenn wir sie

erprobt haben; und dieß ist eine der ersten Erfahrungen des irdischen Daseyns, — der großen Schule, worin wir die Erkenntniß, die uns für einen höhern Zustand fähig macht, lernen, oder wenigstens uns erwerben können. Die Welt ist eine Schule, und Alles, was wir uns aneignen, ist für einen andern Schauplatz bestimmt.

Die erste Nacht, welche de Montigni als Gefangener zubrachte, war schlaflos, wie man dieß leicht begreifen kann. Hätten auch seine geschäftigen Gedanken dem Schlafe gestattet, seine Augenlieder zu besuchen während der fünf ersten Stunden der Nacht, so würde der Lärm, welcher von unten herauf drang, den milden Gast nachdrücklich verjagt haben; aber diese Töne wurden von dem Gefangenen kaum gehört, und lange nachdem ihn sein Diener verlassen, blieb er noch in tiefem Sinnen sitzen, — jetzt die Vergangenheit überblickend, jetzt luftige Entwürfe für die Zukunft gestaltend, die ebenso schnell wieder zusammenstürzten als sie sich erhoben, jetzt mit fruchtlosem Unmuth und Verdruß über der bittern Gegenwart brütend. Kurz nach Anbruch des Tages war er schon auf und angekleidet; und als sein Diener wieder erschien, schickte er ihn sofort zu dem Herzog von Nemours, um sich zu erkundigen, wann er, der Gewohnheit jener Zeit gemäß, sein Lösegeld ansetzen wolle. Die Antwort war kalt und förmlich: „Monsieur de Nemours wolle den Baron de Montigni im Laufe des Morgens besuchen und ihn dann von seinen Absichten in Kenntniß setzen.“

Das war Alles, was der Mann hatte erwirken können; und noch manche weitere Stunde schritt de Montigni unge-

duldig in seinem engen Zimmer auf und ab, jeder dunkeln und peinlichen Einbildung sich hingebend, bis endlich ein Schritt, verschieden von dem der Wache vor der Thüre, sich draußen hören ließ, etwa eine Stunde nach Mittag; und gleich darauf erkannte der Gefangene die Stimme des Herzogs von Nemours, welcher dem Soldaten gebot, in das Zimmer unten sich zurückzuziehen.

Das waren Worte von guter Vorbedeutung für den jungen Edelmann, welcher bei sich dachte: „Er kommt, um mein Lösegeld zu nennen!" und diese Vermuthung ward noch verstärkt durch das heitere und verbindliche Gesicht des Herzogs, welcher im nächsten Augenblick eintrat, mehr mit der Miene eines alten Bekannten, als eines Feindes, der zu seinem Gefangenen kommt.

„Nun, Monsieur de Montigni," sagte er, „wie habt Ihr die Nacht zugebracht? Beim Himmel, sie haben Euch hier ein gar ärmliches Logis angewiesen! Dazu habe ich nichts gethan. La Bourdasière hätte das besser einrichten sollen!"

„Das Logis ist gleichgültig, gnädiger Herr," antwortete de Montigni, „die Gefangenschaft selbst ist das Schmerzliche;" und entschlossen seinem am Tage zuvor gefaßten Vorsatz treu zu bleiben, und sein und Rosa's Schicksal der Großmuth des Herzogs anheim zu stellen, fuhr er fort: „Auch ist es nicht meine eigene Gefangenschaft, die mich am meisten bekümmert; sondern die Gefangenschaft der Dame, die Ihr bei mir getroffen habt."

„Aber sie ist ja keine Gefangene, Monsieur de Mon-

tigni," versetzte Nemours, „hierin seyd Ihr in einem Mißverständniß befangen gewesen."

„Sie ist schlimmer daran als eine Gefangene, mein Herr Herzog," sagte der junge Edelmann, „wenn Ihr sie nach Schloß Marzay zurückschickt — Nein, hört mich ganz an, gnädiger Herr. Ich habe immer gehört, der Herzog von Nemours sey an ritterlicher Großmuth die Blume des französischen Adels. Sein Name hat selbst in Italien mein Ohr erreicht, wo ich mich so lang aufgehalten habe, und wenn ich beim Betreten des französischen Bodens gefragt worden wäre, auf Wen ich am meisten mich verlassen und vertrauen würde, wenn es Hülfe und Schutz gälte bei einer ehrenhaften Unternehmung, so hätte ich geantwortet: 'Auf Monsieur de Nemours!' Jetzt, gnädiger Herr, will ich Euch die einfache Wahrheit sagen über meine und der Mademoiselle d'Albret Lage; und wenn Ihr es übers Herz bringen könntet, sie in die Gefangenschaft zurückzuschicken, in welcher man sie in Marzay hält, so müßte ich mich sehr täuschen."

Montigni erzählte sofort, in welcher Lage er Rosa bei seiner Rückkehr aus Italien getroffen; die Listen, die man gebraucht, um sie Beide zu täuschen; und das Auskunftsmittel, das sie gewählt: zu fliehen, als einzige Möglichkeit, das Fräulein aus der Lage zu befreien, in die man sie versetzt hatte. Nemours hörte mit wechselndem Ausdruck des Gesichts aber ohne Unterbrechung zu. Im einen Augenblick glaubte de Montigni, er sey gerührt; im andern überzogen schwere Runzeln seine Stirne; dann wieder flog

ein Ausdruck der Ungeduld über sein Gesicht, als wäre er der Erzählung überdrüssig; und als der junge Edelmann geendet hatte, versetzte er in gleichgültigem Tone — „Alles sehr beklagenswerth, Monsieur de Montigni; aber dennoch, falls Ihr nicht bereit seyn solltet, der heiligen katholischen Union beizutreten, würde ich nicht berechtigt seyn, Mademoiselle d'Albret ihrem Vormund vorzuenthalten. Und selbst in jenem Falle würde es in der That immer noch Ueberlegung erheischen, ob nicht die langen Dienste Monsieur de Chazeuls es uns zur Pflicht machten, die Hand des Fräuleins ihm eher als einem neuen, unzuverlässigen Convertiten zu gewähren."

„Was!" rief de Montigni hastig; „den Kontrakt mit ihrem Vater, ihre eigene Neigung und mein unzweifelhaftes Recht für nichts rechnen!"

„Ich bin kein Rechtsgelehrter," antwortete Nemours kalt; „ich verstehe nichts von Kontrakten. Wenn Ihr Euch in dieser Sache vernachtheiligt glaubt, stehen Euch die Gerichtshöfe offen."

„Nein, nein, Monsieur de Nemours," rief de Montigni. „Um Eures eigenen guten Namens willen, behandelt die Sache nicht in einem solchen Ton! Sanktioniret nicht, durch die Billigung des Herzogs von Nemours, eine Handlungsweise, die, wie Ihr selbst fühlen müßt, höchst niederträchtig und unehrenhaft gewesen ist."

Der Herzog erröthete. „Gut, Herr," versetzte er, „ich will sie nicht sanktioniren. Wenn alle Umstände so sind, wie Ihr sagt, so ist Unrecht begangen worden. Aber es

thut mir sehr leid, ich kann es jetzt nicht mehr ändern. Eine ganz andere Darstellung von der Sache ist mir in Briefen von Chazeul gegeben worden; und um Alles mit Einem Worte abzumachen, das Fräulein ist jetzt schon weit auf dem Wege nach Marzay."

De Montigni fuhr auf und starrte ihn mit finstrer, zorniger Stirne an. „Und Ihr habt das wirklich gethan?" fragte er.

„Das habe ich," versetzte Nemours, seinen Blick mit einem gleich heftigen erwiedernd.

„Nun dann," sagte de Montigni im Tone bitterer Kaltblütigkeit, „ist Monsieur de Nemours wahrscheinlich geneigt, seines Freundes redliches und ehrenhaftes Thun noch weiter zu begünstigen, indem er des Fräuleins verlobten Bräutigam als Gefangenen zurückhält, und sich weigert, ihn gegen ein Lösegeld frei zu geben, wie es unter Edelleuten in ehrlichem Kriege gebräuchlich ist. Bitte, laßt mich mein Schicksal sogleich erfahren."

„Nein, Herr," antwortete der Herzog, „ich beabsichtige nichts der Art. Ich habe im Sinn, Euch sobald als möglich in Freiheit zu setzen, entweder gegen ein Lösegeld oder durch Auswechslung, eben um Euch in Stand zu setzen, Eure Ansprüche auf die Hand dieses Fräuleins nach Eurem Gutdünken zu verfolgen. Eine kleine Bedingung allerdings ist vorher festzusetzen, aber das ist eine Kleinigkeit, die bald ins Reine gebracht seyn wird."

„Das gleicht nun wieder dem Herzog von Nemours!"

rief de Montigni mit Wärme. „Was ist der Betrag des Lösegeldes, das Ihr fordert?"

„Nennt es selbst, Monsieur de Montigni," versetzte Nemours.

„Werden zwanzig tausend Livres genügen?" fragte der junge Baron.

„Vollkommen," sagte Nemours.

„Dann sollen sie in Euern Händen seyn, so schnell als es nur möglich ist," versetzte de Montigni. „Ihr werdet mir wohl einen Boten an meinen Intendanten zu Montigni geben, welcher mehr als genug in Händen hat, um die Summe sofort zu bezahlen."

„Nein, ich will noch mehr thun," sagte Nemours; „ich will Euch frei geben, um das Geld selbst zu holen, und es zu schicken, wann Ihr könnt. — Eure Zeit dürfte Euch gerade jetzt kostbar seyn; und der Himmel verhüte, daß ich Euch hinhalte."

„Jetzt seyd Ihr in Wahrheit großmüthig, gnädiger Herr," antwortete de Montigni, „und mein wärmster Dank und meine Erkenntlichkeit sind Euch immer gewiß."

„Aber es ist noch eine kleine Bedingung zurück," fuhr Nemours in einem etwas trockenen Tone fort, „welche wir ins Reine bringen müssen, ehe Ihr abreist."

„Ihr meint wohl einen Schein oder eine Verpflichtung, das Lösegeld zu bezahlen?" sagte de Montigni.

„Nicht das, mein junger Freund," antwortete Nemours mit einem bittern Lächeln. „Ihr werdet die Güte haben, Euch zu erinnern, daß es Euch gestern, an den

lieblichen Ufern der Eure, an einem Platz, der, wie ich glaube, die Furth von Mainville heißt, beliebte, mich des Mangels an Höflichkeit gegen eine Dame zu beschuldigen. Nun sollen derlei Beschuldigungen nicht leichtsinnig erhoben werden, und Ihr habt überdieß durch Euer seitheriges Betragen — obwohl nicht gerade mit denselben Worten und Ausdrücken — kund gegeben, daß Ihr bei dieser Beschuldigung beharrt. Der Herzog von Nemours, Herr, läßt sich von keinem Menschen auf der Erde üble Nachreden gefallen; und daher ist er, verzichtend auf die Vorrechte seines Standes, als Prinz eines souveränen Hauses, bereit, ohne weitere Zögerung sie mit Eurem Blute abzuwaschen und zu tilgen."

„Ha, Monsieur de Nemours," sagte de Montigni, „könnt Ihr die glänzende Großmuth, die Ihr eben jetzt an den Tag gelegt, so trüben durch —"

Aber Nemours schüttelte die Hand. „Nicht weiter, Herr," sagte er, „nicht weiter! Gründe und Erörterungen über solche Dinge sind nutzlos. Der Mann, der sich beleidigen und beschimpfen läßt, ist eine Memme. Ihr habt gehört, was ich gesagt habe. Ich bitte Euch, gebt mir eine Antwort."

„Gewiß, gnädiger Herr," versetzte de Montigni, „schätze ich mich glücklich, daß auch ich auf gewisse Vorrechte zu verzichten habe, um mich dadurch einigermaßen auf gleichen Fuß mit einem so hohen Prinzen zu stellen."

„Wirklich, Herr!" sagte Nemours im Ton einiger Verwunderung; „darf ich fragen, welche es sind?"

„Die eines Gefangenen, gnädiger Herr," antwortete der junge Baron kaltblütig. „Es ist ein altes Gesetz der Ehre und der Waffen, daß kein Gefangener und Niemand, der sein Lösegeld schuldig ist, eine Ausforderung von irgend Jemand, am wenigsten von dem, der ihn gefangen genommen, annehmen darf. Auch ist er nicht verpflichtet, von einer solchen Einladung die mindeste Kunde zu nehmen, da die Schande, wenn eine Beleidigung oder Reizung vorgekommen, auf den fällt, von dem sie ausgegangen." Nemours erröthete, aber de Montigni fuhr fort: „Dieß, mein Herr Herzog, ist das Privilegium, dessen ich mich jetzt, Euch zu Gefallen, begebe; aber unter der Voraussetzung, daß ich die Bedingungen und Art unseres Kampfes festsetze."

„Ganz gewiß," versetzte Nemours. „Das zu fordern habt Ihr ein Recht. Was sind die Bedingungen?"

„Sie sind etwas zahlreich, gnädiger Herr," versetzte de Montigni nach einem augenblicklichen Nachdenken. „Erstens daß wir außer der Stadt fechten; dann daß unser Zweikampf sich auf Einen Pistolenschuß von beiden Seiten beschränke; ferner, und dieß ist unumgänglich nöthig, da meine Zeit, wie Ihr selbst so eben gesagt, mir sehr kostbar ist, daß wir ohne Sekundanten uns schlagen; denn, wie Ihr vielleicht wißt, ich habe keine Freunde in dieser Stadt.* Au=

* Das Duell von Mann gegen Mann, ohne Sekundanten oder Zeugen, war zu jener Zeit in Frankreich nicht ungewöhnlich, zumal wenn es Personen von hohem Rang waren, und sie einen ernsten Streit ohne Gefahr einer Störung ausfechten wollten. Oft fanden auch Duelle mit Pistolen zu Pferde statt, aber Mon=

ßerdem wollte ich Euch beim Wort nehmen und Euch höflichst und freundlichst bitten, mir eigenhändig einen Paß auszustellen, um frei aus und eingehen zu können, wogegen ich Euch einen Schein auf den Betrag des Lösegeldes ausstellen, und mit Eurer Genehmigung meinen Diener, der bei mir ist, abschicken will, um das Geld sofort von Montigni zu holen."

„Zugegebeu, Alles zugegeben," rief Nemours, mit sehr zufriedener Miene. „Aber Ihr habt vergessen, die Zeit zu nennen, Monsieur de Montigni. Ich bin morgen zu Eurer Verfügung, übermorgen und den nächsten Tag, — am darauf folgenden muß ich Chartres verlassen."

De Montigni lächelte. „Ich hoffe es heute zu verlassen, Monsieur de Nemours," versetzte er. „Es mag etwa eine halbe Stunde Zeit erfordern, bis der Schein für das Lösegeld aufgesetzt ist; ebenso lang vielleicht bis ich mir eine Pistole kaufe, denn Ihr wißt, daß ich unbewaffnet war, als Ihr mich zum Gefangenen machtet. Geben wir für irgend welche unvorhergesehene Hindernisse eine weitere halbe Stunde zu; und dann stehe ich Euch zu Diensten."

sieur de Monteil hat Unrecht mit der Angabe, daß es unter der Herrschaft Heinrichs IV. eine neue Gewohnheit gewesen, Sekundanten zu Duellen zu nehmen. Unter der Regierung Carls XI. und Heinrichs III. war der Brauch, mit einer Anzahl von Sekundanten, die Alle am Kampf Theil nahmen, sich zu schlagen, allgemein und bei der berühmten Ausforderung Heinrichs IV. selbst, als König von Navarra, an den Herzog von Guise, erbot er sich, mit ihm sich zu schlagen, Einer gegen Einen, Zwei gegen Zwei oder Zehn gegen Zehn.

De Nemours umarmte ihn, als hätte er ihm die größte Gunst erwiesen, denn so war der Geist jener Zeiten; dann rief er den wachthabenden Soldaten von unten herbei, entband ihn vom Posten und ließ ihn so schnell als möglich Schreibmaterialien herbeibringen.

„Ich will Euch die Mühe ersparen, Pistolen zu kaufen, Monsieur de Montigni," fuhr er fort, „Ihr sollt eine von den meinigen haben, und es gibt keine bessern in Frankreich."

„Ihr erweist mir eine Ehre, Herr," versetzte Monsieur de Montigni, „und ich nehme Euer Anerbieten mit Dank an; aber Ihr müßt den Ort unsrer Begegnung nennen, denn ich bin hier mit der Oertlichkeit unbekannt."

„Es ist ein steinernes Kreuz," sagte Nemours, „nicht viel über eine Viertelstunde von der Porte Drouaise; es liegt Euch gerade auf dem Wege; und ganz nahe dabei ist ein bequemes Feld, wo wir Raum finden werden, unsre Pferde zu tummeln. Das Eurige ist, fürchte ich, etwas ermüdet von der gestrigen Anstrengung, aber das meinige ist es nicht minder, so daß hierin keine Ungleichheit seyn wird."

Alles war bald verabredet. Die Pistolen wurden herbeigeschafft, der Schein für das Lösegeld aufgesetzt, der Paß ausgestellt und die Unterschrift von la Bourdasière für denselben erlangt; und da noch beinahe Dreiviertel Stunden bis zu der festgesetzten Zeit fehlten, in Betreff deren der Herzog sehr pünktlich zu seyn entschlossen war, ließ er in de Monigni's Zimmer Erfrischungen bringen und verbrachte hier, munter von tausend gleichgültigen

Gegenständen plaudernd, eine halbe Stunde, als wenn er mit keinen andern als friedlichen und vergnügten Gedanken beschäftigt wäre. De Montigni seinerseits that sein Möglichstes, um denselben Ton zu behaupten und spielte seine Rolle so gut, als zu wünschen war; aber er war weniger an solche Händel gewöhnt als sein Gesellschafter; und seine Gedanken kehrten von Zeit zu Zeit zu Rosa d'Albret zurück, und eine Wolke der Sorge lagerte auf seiner Stirne.

Wie die Zeit verstrich und die festgesetzte Stunde herannahte, rief der Herzog den Leuten unten und befahl, sein Pferd aus den Ställen des Kastells vorzuführen. Dann wandte er sich zu Montigni mit den Worten: „Ich denke, da Ihr mit dem Platz nicht bekannt seyd, ist es ebenso gut, wenn ich Euch selbst dahin führe; zuerst aber schickt Euren Diener ab, um seinen Auftrag zu erfüllen. Ich will Sorge tragen, daß Niemand von den Meinigen uns folgt; und Euer Pferd kann vorgeführt werden, wenn er weg ist.“

De Montigni machte keine Einwendung, und das vorgeschlagene Verfahren wurde befolgt. Nemours verließ seinen jungen Gesellschafter für einige Minuten, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß sie nicht gestört würden; und während der Zeit, wo de Montigni so allein blieb, schrieb er einige hastige Zeilen an Rosa d'Albret, worin er sie von der Lage, in welcher er sich befand in Kenntniß setzte, und ihr Lebewohl sagte, für den Fall, daß er fallen würde. Der Brief war kaum gesiegelt, als Nemours zurückkehrte; und jetzt wo verabredet war, daß sie mit einander hinausgehen wollten, um einander in tödtlichem Kampfe das Leben zu

nehmen, war er, den Sitten und Gebräuchen der Zeit gemäß, ganz Höflichkeit und Artigkeit; und wenn man seine Worte hörte oder Zeuge von seinem Benehmen war, hätte man glauben sollen, de Montigni sey ein theurer, vertrauter Freund oder vielleicht ein jüngerer Bruder von ihm. Jeder lud die Pistole des Andern, jeder öffnete sein Wamms, um zu zeigen, daß er keine Schutzkleidung oder Stahlpanzer darunter habe; und dann, nach einigen Ceremonien, wer zuerst die Treppe hinunter steigen solle, ging der Herzog von Nemours voran. Ihre Pferde besteigend, welche sie, von einigen Soldaten gehalten, vor der Thüre fanden, ritten sie mit einander den Thoren der Citadelle zu. Einige Edelleute vom Gefolge des Herzogs von Nemours waren in der Nähe der Brücke versammelt, und de Montigni glaubte, auf ihren Gesichtern etwas ernste und sogar zornige Mienen zu bemerken, welche andeuten mochten, daß sie nicht so ganz unbekannt waren mit seinem und seines Begleiters Vorhaben, als sie sich zu seyn die Miene gaben. Etwas weiter hin, am äußern Thore trat Monsieur de la Bourdasière aus dem Wachthause, und dem Pferde des Herzogs von Nemours nahe tretend, sprach er einen Augenblick mit ihm in leisem Tone.

„Nicht, wenn Euch Nemours' Freundschaft lieb ist," versetzte der Herzog finster. „Der Mann der sich im entferntesten Grade einmischt, ist von dieser Stunde an mein Feind."

Mit diesen Worten ritt er weiter, und nachdem sie die Thore von Chartres hinter sich hatten, ritten sie eine Strecke weit auf der Straße nach Dreux, bis endlich das steinerne

Kreuz, dessen der Herzog erwähnt hatte, sichtbar wurde, worauf sie von ihren Pferden abstiegen, vor demselben knieten und einige Augenblicke schweigend beteten. Dann wieder aufsteigend schlugen sie ihren Weg quer über die Ebene ein, bis sie das Kreuz aus dem Gesicht verloren hatten, da es in jenen Tagen für unziemlich galt, in der Nähe dieses Symbols der Erlösung einen Todtschlag zu begehen, obgleich sie, mit Herzen voll von jeder Leidenschaft und Gedanken, die Christus verdammte, knieten und beteten, als sie am Kreuze dessen vorbeikamen, welcher starb, um Frieden auf die Erde, Wohlwollen unter die Menschen zu bringen. Dann ein freies offenes Feld am Ufer des Flusses wählend, machte der Herzog seinem Begleiter eine tiefe Verbeugung, warf sein Pferd herum und sagte: „Hier, Monsieur de Montigni, werden wir Raum genug haben. Wir feuern, indem wir an einander vorbeireiten; und merkt es Euch, zielt ja gut!"

De Montigni verbeugte sich ebenfalls und nahm seinen Platz auf der entgegengesetzten Seite des Feldes ein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Reise war lang und mühselig, die Straße schlecht und schwer zu passiren, die Kutsche, welche man in Chartres aufgetrieben hatte, plump und schwerfällig, und die Pferde, die man daran gespannt, nicht im Stande, sie anders als in langsamem trägem Schritte fortzuschleppen. Die arme Rosa d'Albret setzte sich weit zurück in dem Fuhrwerk, die Hände vor den Augen, und die Thränen strömten ihr reich-

lich über die Wangen, wie sie durch die Thore von Chartres kamen, und die letzten schwachen Spuren des Traumes von Glück, in welchem sie sich gewiegt hatte, verschwanden und eine Wirklichkeit voll Elend, Angst und Sorge zurück ließen.

So langsam sie vorwärts kamen, waren ihr doch die Füße der Pferde viel zu schnell, sie einem Schauplatz entgegenzuschleppen, wo sie nichts als Leidwesen und Bedrängniß verschiedener Art vor sich sah; Vorwürfe von denen, welche selbst den bittersten Tadel verdienten, Drohungen, Zudringlichkeit und Verfolgung, und jenes beständige Bestreben, sie zu täuschen, was, wie sie wohl erkannte, von ihrer Seite beständige Wachsamkeit und Behutsamkeit bei jedem Wort, jeder Miene und Handlung erheischte. Sie konnte nicht mehr hoffen, auch nur Einem Gefühl ihres Herzens sich hingeben zu dürfen; der freie Geist sollte gekettet oder gebunden werden; Aufrichtigkeit und Offenheit mußten in Klugheit und Zurückhaltung sich verwandeln; sie, die Vertrauensvolle und Redliche mußte sich zu Zweifel und Argwohn herablassen; jede glänzende Eigenschaft ihres Gemüths sollte sie für eine Zeit lang wegwerfen, als nutzlos in dem Kriege, in welchen sie verwickelt werden sollte; und sie sah sich genöthigt, die Waffen ihrer Feinde aufzunehmen, um ihnen mit einiger Gleichheit entgegentreten zu können. Es war mit Einem Worte nichts als Bitterkeit, und Rosa scheute zurück vor dem Gedanken daran, und empfand eine hoffnungslose Verzagtheit des Herzens, wie sie sie früher nie in sich hatte aufkommen lassen.

Dann wendeten sich ihre Gedanken zu de Montigni;

und zum ersten Mal fühlte sie jetzt im ganzen Umfang, wie sehr sie ihn liebte. So kurze Zeit sie auch seit seiner Rückkehr nach Frankreich mit einander zugebracht hatten, hatten doch diese wenigen Stunden so viel als Jahre gewirkt, Herz an Herz zu binden, so reich waren sie gewesen an Ereignissen, Gedanken und Gefühlen; und jetzt, wo sie von ihm getrennt war, fragte sie sich selbst, was wohl sein Schicksal seyn werde; sann nach über Alles, was er um ihretwillen zu leiden haben würde, so wie über die wuchtende Last seiner Gefangenschaft; und seine Empfindungen richtig beurtheilend, erkannte sie wohl, daß seine Angst und sein Kummer um sie wohl der peinlichste Theil seiner Leiden seyn werde. Es war ihr zu Sinn, als wäre sie durch die Pflicht der Dankbarkeit gebunden, seine Angst um sie durch gleiche Besorgniß und Kümmerniß um ihn zu vergelten; und statt sich zu bestreben, durch Lauschen auf die Stimme der Hoffnung sich zu trösten, steigerte sie freiwillig, darf man wohl sagen, ihren eignen Kummer, indem ihre Seele bei dem seinigen verweilte.

So verstrich Stunde um Stunde, während sie langsam dahin rollten, indeß die Abtheilung Reiter, welche sie bewachten, den Kutscher zu größerer Eile antrieben, obwohl sie, wenn ihre Stimme irgend hätte Gehör finden können, ihn gebeten haben würde, vielmehr jeden Schritt zu verzögern, als einem Ort entgegen zu eilen, an welchen ihr jeder Gedanke schrecklich war. Der Kutscher jedoch war kein Mann, der sich im mindesten durch die Ermahnungen seiner Begleiter irre machen ließ; und weder schneller noch lang=

samer fuhr er weiter, man hätte zu ihm sagen mögen, was man wollte. In demselben zögernden Schritte fuhr er dahin, machte zweimal Halt, um seine Pferde zu tränken und zu füttern, und schien so taub gegen die Besorgnisse der Wachen, sie möchten von einer feindlichen Partei eingeholt werden, als gegen die Drohungen, womit sie ihm zusetzten, mit dem Zorn des Gouverneurs und des Herzogs von Nemours. So brach die Nacht ein, gerade ehe sie eine kleine Stadt erreichten, nicht viel über halbwegs gegen Marzay, und der Kutscher, versichernd, daß seine Pferde heute nicht weiter könnten, hielt an vor dem Thore einer Gite, wie man es damals nannte, oder eines Hauses zum Uebernachten, und machte sich ohne alle Umstände daran, die Thiere vom Wagen loszuspannen, ohne irgend weder auf die Fragen noch auf die Vorstellungen eines alten Mannes zu achten, welcher die Truppe Reiter befehligte.

Da nichts Anderes zu machen war, als zu bleiben, wo sie waren, ward Rosa in ihr Schlafzimmer geführt, und ihr in ziemlich artigen Ausdrücken erklärt, mit ihrer Erlaubniß wolle man am folgenden Morgen mit Tagesanbruch weiter reisen. Der alte Mann widmete den ihm ertheilten Befehlen gemäß ihrem Behagen alle Aufmerksamkeit, und lieh ihr sogar sein Ohr, als sie, durch sein höfliches Benehmen ermuthigt, Vorstellungen zu machen wagte über das Verfahren, welches man sich gegen sie erlaube, indem man sie gegen ihren Willen an einen ihr so verhaßten Ort zurück führe. Er versetzte kalt, diese Sache gehe ihn nichts an; er gehorche blos den ihm ertheilten Befehlen; und Rosa

merkte bald, bei der Strenge, womit man sie beobachtete, und aus dem Umstand, daß man vor die Thüre ihres Schlafzimmers eine Wache stellte, daß ihre Hoffnung, zu entkommen, und auf jede Gefahr hin zu Fuß zu fliehen, gänzlich eitel sey.

Die Reise am folgenden Tag ging ebenso wie am vorigen Tage; und es war Abend, als der Anblick von vielen wohlbekannten Gegenständen, der Wald, durch den sie oft geritten, die kleine Kapelle, wo sie häufig angehalten, um ihr Gebet zu verrichten. der Weiler, die Kirche, die Quelle, der Bach, an was Alles sie sich erinnerte, ihr zeigten, daß sie nur noch wenige Meilen von dem Ort entfernt waren, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Wie verwandelt waren jetzt alle ihre Gefühle, verglichen mit denjenigen, womit sie als Mädchen dieselben Scenen durchwandert hatte! Wo war jetzt der Sonnenschein des Herzens, welcher mit Einemmal alle Gegenstände um sie her erleuchtete? Wo war das Interesse, womit die Einbildungskraft Alles bekleidet hatte, was jetzt so todt und kalt schien? Einiges Licht war erloschen im Leben, seit sie zuletzt hier gewesen; und der traumhafte Glanz war verschwunden.

Nach etwa einer weiteren halben Stunde kamen sie an einen Berg, von welchem aus das Schloß Marzay in der Entfernung von ungefähr einer Meile sichtbar war. Die Abendsonne war eben am Untergehen und warf lange Streifen von Licht und Schatten über das wellenförmige Land unten; der Schnee war verschwunden; das Grün der Felder ward sichtbar; die braunen Aeste des Waldes wurden

warm und glühend in den Strahlen des Abends; der vom Regen angeschwollene Fluß brauste dahin wie ein Strom von Blut, den glühenden Purpur des westlichen Himmels abspiegelnd, und jedes Fenster des Schlosses warf die schimmernden Lichtstrahlen zurück in Linien, beinahe zu blendend für das Auge. Um die Gipfel der Thürme jedoch, welche über der Höhe, worauf das Schloß erbaut war, emporragten, schwebte eine dünne, trübe Wolke bleifarbigen Dunstes, auf der Seite zunächst der Sonne schwach roth gefärbt; und wie der Wagen langsam weiter rollte, sank sie tiefer und tiefer auf das Gebäude herab, so daß die Linien und Winkel dem Auge undeutlich wurden, wie das Schicksal, welches das arme dahin reisende Mädchen erwartete. Sie starrte begierig dahin, mit einem schweren Seufzer, und mit einem Herzen, schwer gedrückt von der Gewißheit bevorstehenden Kummers; und dann wandte sie ihr Auge auf das freie Feld unten, und verfolgte die Straße, die sie auf ihrer Flucht mit de Montigni eingeschlagen, und hätte weinen können bei dem Gedanken, wie eitel alle die Hoffnungen gewesen, die sie während der Anstrengungen und Beschwerden jener Reise aufrecht erhalten hatten.

Plötzlich kam hinter einer Gruppe von Bäumen, etwa eine Viertelmeile entfernt, langsam eine Gestalt zu Pferde hervor, in der Hand etwas tragend, was Rosa zuerst für eine Lanze hielt. Im nächsten Augenblick jedoch erkannte sie, daß es ein Kreuz war; und in demselben feierlich langsamen Schritt zu Fuß dem Reiter folgend, kamen sechs andere Männer, auf ihren Schultern etwas wie eine Trag-

bahre tragend. Das Licht fiel jedoch darauf, wie sie anfingen die Anhöhe zum Schloß hinauf zu steigen, und Rosa sah das Flattern eines Bahrtuches; verschiedene andere Personen folgten, ebenfalls zu Fuß, und dann eine Abtheilung von etwa fünfzehn oder sechszehn Reitern, mit gesenkten Lanzen und einem im Winde flatternden Fähnlein.

„Sie tragen eine Leiche ins Schloß zurück, Mademoiselle," sagte der alte Mann, welcher in diesem Augenblick neben dem Wagen ritt; „wahrscheinlich Einen, der bei Ivry gefallen ist. Vielleicht thäten wir besser, Halt zu machen und sie an uns vorbei ziehen zu lassen. Es bringt kein Glück, mit einem Leichnam einzuziehen."

„Es bringt überhaupt kein Glück, dort einzuziehen," sagte Rosa traurig; „thut wie Ihr wollt, Herr, ich bin eine Gefangene und habe keine Entscheidung in solchen Sachen."

Der alte Mann gab Befehl zu halten; und der Leichenzug des guten alten Kommandeurs de Liancourt, welcher sich auf einer Straße bewegte, die einen spitzen Winkel mit derjenigen bildete, welche sie selbst verfolgten, rückte langsam dem Schloß näher. Als er sich den Thoren auf drei oder vierhundert Schritte genähert hatte, kam der Graf de Liancourt mit seinem Neffen Chazeul und einer Anzahl Soldaten und Gefolgsleuten heraus demselben entgegen, unter Vortritt von Vater Walter und zwei zur Kapelle gehörigen Chorknaben, in ihren kirchlichen Gewändern. Der Zug machte augenblicklich Halt; und Estoc, von seinem

Pferde steigend, trat einige Schritte vor, um mit dem Grafen und seinen Begleitern sich zu besprechen.

Der Verlust eines Bruders kann für einen Mann, dessen Leben sich abwärts neigt, nie eine gleichgültige Sache seyn, und Monsieur de Liancourt war sichtlich sehr bewegt; aber es waren noch andere Gefühle in seiner Brust, außer denen der bloßen Betrübniß, und sein Benehmen war zögernd und verlegen, als er Estoc's ernsten Gruß erwiederte, und die feierlichen Worte anhörte:

„Ich habe Euch, Herr, den Leichnam Eures Bruders, Michael de Liancourts, Kommandeurs des Ordens des heiligen Johannes zurückgebracht, welcher, tapfer fechtend für seinen König, gefallen ist auf dem ruhmvollen Schlachtfeld zwischen St. André und Ivry; und ich spreche Eure Genehmigung an, ihn in die Kapelle des Schlosses zu bringen, gemäß seinem eigenen Wunsch und Verlangen.“

„Ich empfange meines armen Bruders Leichnam aus Euren Händen, Monsieur Estoc,“ versetzte der Graf, „und danke Euch für Euren Brief von heute Morgen; aber da Ihr wißt, daß wir wenige Leute im Schloß haben, und viele von uns nicht ganz zu denselben Ansichten sich bekennen wie Ihr, könnt Ihr nicht erwarten, daß wir Euch mit einer solchen Truppe Bewaffneter den Eintritt gestatten.“

„Wir sind bewaffnet, Herr Graf,“ antwortete Estoc, „als Soldaten, welche den Leichnam eines Soldaten geleiten; aber Ihr wißt recht wohl, wir kommen mit friedlichen Gedanken bei einer so traurigen Obliegenheit. Sobald wir unsere Pflicht erfüllt haben, wollen wir im Frieden scheiden,

wenn man uns dieß gestattet; aber was wir übernommen haben, das wollen wir auch vollführen, und hoffen, auf keinen Widerstand zu stoßen."

„Das ist Narrheit, Herr," schrie Chazeul heftig; „Ihr könnt keine solche Erlaubniß erwarten nach Allem was stattgefunden hat; und mit Einem Wort, Ihr selbst könnt eintreten mit zwei oder drei Leuten, aber Mehrere sollen nicht Zutritt erhalten."

Estocs Wange röthete sich. „Mit Euch, junger Mann," versetzte er, „spreche ich nicht, denn Ihr seyd nicht der Herr dieses Schlosses, und werdet es nie werden; Euch aber, Monsieur de Liancourt, antworte ich: wir Alle haben geschworen, den Leichnam unseres Führers vor dem Altar der Kapelle zu Marzay niederzulegen, und das wollen wir auch thun. Wenn Ihr uns Einlaß gewähren wollt, gut; wenn nicht, so lasse ich ihn in die Kirche des Dorfes zurücktragen, ihn dort niedersetzen, bis die Mannschaft von Montigni zu uns stößt, und dann will ich mir mit der Spitze des Schwertes mit Gewalt einen Weg bahnend, meinen Eid halten, Wer mich auch zu hindern suchen mag. Ihr kennt den alten Estoc zu gut, um zu glauben, er werde sein Wort brechen; so wählt denn jetzt, denn es wird schon spät."

Aber in diesem Augenblick legte sich Vater Walter ins Mittel, welcher mit einer Haltung voll ernster, gebietender Würde vortrat und sagte: „Haltet ein, haltet ein! im Namen des Anstandes und der christlichen Bruderliebe, haltet ein! und laßt uns in Gegenwart des Todten Frieden halten. Mein Sohn," fuhr er fort, sich zu dem Grafen wendend,

„Ihr werdet Euch gewiß nicht widersetzen, daß Monsieur Estoc den Leichnam unseres armen Freundes gemäß seinem Gelöbniß in die Kapelle bringt, wenn er sein Wort verpfändet, daß er unmittelbar nach Erfüllung dieser Pflicht sich wieder entfernen wolle. Ihr, Monsieur Estoc, werdet Euch gewiß nicht weigern, Euer Wort als französischer Edelmann zu verpfänden, Eure Schritte wieder zurück zu lenken, sobald Ihr den Leichnam vor dem Altar niedergelegt habt, ohne irgend Jemand ein Leid zuzufügen, oder Euch irgend wie in die Angelegenheiten des Schlosses zu mischen."

„Recht gerne, guter Vater," versetzte Estoc; „ich komme blos um Eines Zweckes willen; und sobald dieser erfüllt ist, bin ich begieriger als irgend Einer, diesen Ort sogleich zu verlassen, denn ich habe versprochen, diese guten Kameraden zurück und dem Könige zuzuführen, um auch unsern Theil an den Früchten dieses großen Sieges zu ernten."

„Also ist es wahr, daß Heinrich die Schlacht gewonnen hat?" fragte Monsieur de Liancourt.

„Ja, Herr!" antwortete Estoc, „ganz wahr — und eine entscheidende Schlacht war es. Die Ligue ist jetzt nichts mehr als ein bloßer Name."

Chazeul lächelte verächtlich; aber der Priester brachte die Entscheidung der Sache wieder auf die Bahn mit den Worten: „Monsieur de Liancourt, Ihr habt keine Antwort gegeben. Ich hoffe, Ihr werdet mit diesem Versprechen zufrieden seyn."

Der Graf zögerte; Estoc aber, mit vorwurfsvollem Blick sich zu ihm wendend, fragte: „Kennt Ihr mich so lang, Monsieur de Liancourt, und zweifelt doch noch an meinem Wort? Ich verspreche Euch, Herr, das Schloß mit diesen guten Männern zu verlassen, sobald ich diese Bahre vor dem Altar niedergesetzt, und an den Vater Walter hier die Botschaft bestellt habe, die mir aufgetragen wurde, die Bewachung des Leichnams und die Seelenmessen betreffend.“

„Gut,“ sagte der Graf, dessen Auge einen Augenblick nach dem Berge im Rücken Estocs sich gerichtet hatte, „gut, ich willige ein, unter der Bedingung, Herr, daß Ihr Euch unverzüglich dann in das Dorf zurückzieht, ohne Euch irgend wie in das zu mischen, was Ihr in dem Schloß sehen mögt. Versprecht Ihr dieß als ein Mann von Ehre?“

„Das thue ich!“ erwiederte Estoc; „obgleich ich nicht weiß, in was Ihr fürchtet, daß ich mich einmischen könnte. Aber da ich um eines bestimmten Zweckes willen hieher komme, will ich, wenn dieser erfüllt ist, abziehen.“

„Nun gut, so zieht weiter!“ sagte der Graf; „und wir, als Leidtragende um meinen Bruder, wollen uns hinten anschließen.“

Demgemäß ward der Befehl gegeben und der Leichenzug setzte sich wieder in Bewegung. Das Gefolge des Grafen, mit Ausnahme Vater Walters, welcher weit voran schritt, blieb stehen, bis die Uebrigen vorbei waren, und schloß sich dann erst an; aber auf ein Wort von Monsieur de Liancourt verließ Einer seiner Begleiter den Zug und eilte mit raschem Schritte den Berg hinan zu dem Punkte,

wo die Kutsche, in welcher die arme Rosa d'Albret saß, noch stille stand. Hätte Estoc gewußt, Wer sich in dem Fuhrwerk befand, so hätte dieß wohl das Schicksal vieler kommenden Tage geändert; aber er hatte sie bis jetzt noch gar nicht bemerkt; und mit langsamem und schwerem Schritte dem Leichnam seines alten Anführers folgend, während tausend Erinnerungen an frühere Tage, sich verknüpfend mit eben dem Gebäude, in welches er jetzt einzog, mit schmerzlicher Trauer und Wehmuth auf seine Seele eindrangen, stieg er die Anhöhe hinan, die Augen auf den Boden geheftet, bis der Leichnam unter dem niederen Bogen des Thores hindurch war und er sich in dem äußern Hofe befand, seinen Schritten seit so langer Zeit vertraut und gewohnt.

Der Priester eilte mittlerweile in die Kapelle, um den Leichnam mit den üblichen Ceremonien in Empfang zu nehmen; und von ihren Pferden steigend, erfüllten die Soldaten, welche dem alten Kommandeur auf das Schlachtfeld von Ivry gefolgt waren, bald den Raum vor dem Altar, und ihre bewaffneten Gestalten bildeten schöne aber düstere Gruppen, als die letzten, schwachen Strahlen der untergehenden Sonne durch das trübe Glasfenster auf der westlichen Seite hereinströmten und ihre langen Schatten über den Boden warfen, der mit vielen Grabsteinen und Inschriften bedeckt war. Der Graf de Liancourt und Chazeul standen mit ihren Soldaten und Gefolgsleuten weiter hinten; und selbst als die Ceremonie vorüber war, zögerten sie noch, als wollten sie warten, bis der alte Soldat und seine Kameraden die Kapelle verließen.

Estoc sah sich mehr als Einmal um, in der Hoffnung, daß sie fort seyen. Vielleicht wünschte er den Gefühlen des Kummers und der Trauer, die in seiner Brust sehr lebhaft waren, Luft zu machen, ohne kältere Zeugen in seiner Nähe zu haben. Vielleicht wünschte er auch eine vertraute Besprechung mit dem Priester vor seinem Weggehen vom Schloß. Aber der Graf und seine Begleiter blieben, wo sie waren; und als er sah, daß sie gar nicht die Absicht hatten sich zu entfernen, wandte er sich endlich zu dem Priester und sagte: „Monsieur de la Tremblade, ich habe Euch jetzt im Auftrag des jetzt Dahingegangenen zu bitten, erstlich ein halb Hundert Messen für die Ruhe seiner Seele zu lesen."

Der Priester verbeugte sich und versetzte: „Das soll recht gerne geschehen, mein Sohn."

Estoc fuhr fort: „Zweitens, diese Nacht und Morgen bei dem Leichnam Vigilien zu halten bis zur Frühmessenstunde."

„Das ist ungebräuchlich, mein Sohn," antwortete der Priester, „ausgenommen bei sehr hohen Personen; aber dennoch, wenn Ihr es verlangt, soll es geschehen."

„Ich bitte Euch in brüderlicher Liebe es zu thun, Vater," erwiederte Estoc, „und ich weiß, daß Ihr, was Ihr versprecht, halten werdet."

„Unfehlbar," versetzte Vater Walter, und Estoc verließ die Kapelle und führte seine Leute wieder in den Hof zurück. Der erste Gegenstand, auf welchen sein Auge fiel, war ein Wagen, dem Anschein nach so eben angekommen,

und umgeben von verschiedenen Bewaffneten, welche die grüne Schärpe der Ligue trugen. Der Wagenschlag war offen und eine Dame eben im Begriff auszusteigen; und im nächsten Augenblick streckte Rosa d'Albret die Hände gegen den alten Soldaten aus und rief: „Ha, guter Estoc!"

Den ersten Eindruck der Ueberraschung sich hingebend, sprang Estoc auf sie zu und rief: „Haben sie Euch schon hieher gebracht, theures Fräulein?"

„Sehr gegen meinen Willen," versetzte Mademoiselle d'Albret; aber Chazeul und der Graf de Liancourt traten augenblicklich dazwischen.

„Ihr habt versprochen, Herr," rief der Letztere, „Euch aus dem Schloß weg zu begeben, ohne Euch in irgend etwas zu mischen, was Ihr sehen oder hören möchtet. Ist dieß die Art, wie Ihr Euer Wort haltet?"

„Ich will mein Wort halten gegen Euch, Herr," antwortete Estoc, „besser als Ihr das Eurige gegen den Vater dieses Fräuleins gehalten habt. — Ach, Mademoiselle d'Albret," fuhr er fort, „ich bin verpflichtet, diesen Platz sogleich zu verlassen; und Alles was ich sagen kann, ist, daß stete und feste Treue und Beharrlichkeit am Ende siegen werden; und hiemit muß ich Euch Lebewohl sagen."

Wie er sprach, küßte er ihre Hand und wandte sich weg; und Rosa, in einen heftigen Thränenstrom ausbrechend, ließ sich in das Gebäude hineinführen von dem Grafen de Liancourt, welcher stumm blieb, bis sie die Halle erreichten, wo der erste Gegenstand, der sich in dem jetzt in dem geräumigen Gemach herrschenden dämmernden Zwie-

licht ihrem Auge darbot, die hohe und grobe Gestalt der Marquise de Chazeul war, welche vortrat ihr entgegen. Einen Augenblick wollte bei diesem Anblick Rosa's Herz verzagen; aber im nächsten Augenblick murmelte sie vor sich hin: „Ich darf nicht nachgeben. Meine Aufgabe und Pflicht erheischt Festigkeit, und ich darf keiner solchen Schwäche mich hingeben."

„So, Mädchen, so," schrie Jacqueline de Chazeul, „all Eure schönen Anschläge sind fruchtlos geblieben. War es nicht schicklich, zart, und weiblich, dem Schutz Eures Vormundes zu entfliehen, und Euch, unvermählt, einem Mann in die Arme zu werfen, den Ihr kaum kennt?"

„Kaum kennt!" rief Rosa d'Albret; „Wen kenne ich so gut wie ihn? Aber, Madame, mit ihm zu fliehen war die einzige Wahl, die mir blieb, um den Listen und Verfolgungen zu entgehen, welchen ich hier zu begegnen gewiß seyn durfte. Ich glaube, daß ich dazu berechtigt war durch den Contrakt meines Vaters, der mir so lange verheimlicht worden war. Ich konnte auf die Ehre des Mannes bauen, dem mein Vater meine Hand zugesagt hatte; und ich ging, um beim König den Schutz und die Gerechtigkeit zu suchen, die ich da nicht finden sollte, wo ich sie zu erwarten am meisten berechtigt war."

„Ihr habt Keckheit genug gelernt, scheint es, mein Schätzchen," versetzte Madame de Chazeul in scharfem Tone, „und wenn Ihr glaubt, Euch hier zu rechtfertigen dadurch, daß Ihr sagt, Ihr habet zu einem ketzerischen Usurpator fliehen wollen, zu Einem, den Gott und die aposto-

lische Kirche verdammt nnd verflucht hat, aus dem Schutz Eures rechtmäßigen Vormundes und des Gatten, den er für Euch gewählt hatte, so irrt Ihr Euch sehr."

„Gegen Euch, Madame, suche ich mich überhaupt gar nicht zu rechtfertigen," versetzte Rosa; „ich habe nichts mit Euch zu thun und Ihr nichts mit mir. Dem Monsieur de Liancourt bin ich bereit, wenn er es passend findet, unter vier Augen, die Beweggründe meiner Handlungsweise anzugeben, und sonst Niemand bin ich Rechenschaft schuldig."

„Ich will Euch lehren, daß ich wohl mit Euch zu thun habe, mein hübsches Fräulein," erwiederte Madame de Chazeul. „Habt Ihr nicht meinen Sohn betrogen und übel behandelt? und Ihr sollt ihm volle Sühne leisten, ehe ich dieß Schloß verlasse."

„Ich habe ihn nicht übel behandelt, noch ihn betrogen, Madame," antwortete Rosa. „Er ist es, der mich übel behandelt und betrogen hat; mich und viele Andere auch. Er kann nicht behaupten, daß ich mir je die Miene gegeben, ihn zu lieben, daß ich je mehr gethan, als daß ich mich kalt und widerwillig zu dem bequemte, was ich, durch seine schamlose Falschheit hintergangen, für den Willen meines armen Vaters halten mußte. Ich erfuhr endlich, was in Wahrheit dieses Vaters Absichten waren; und dann trat Verachtung und Abscheu vor dem Betrüger an die Stelle der Gleichgültigkeit, welche ich vorher gegen ihn gefühlt hatte. Er weiß es wohl," fuhr sie fort, „daß ich durch kein Band, kein Versprechen, durch keine Verpflichtung irgend

einer Art an ihn gebunden bin. Man sagte mir, ich müsse ihn heirathen —"

„Und das müßt Ihr auch, mein hübsches Fräulein," rief Madame de Chazeul in spottendem Tone; „und das müßt Ihr und werdet Ihr auch! So gewiß mein Name Jacqueline de Chazeul ist, so gewiß werdet Ihr seine Gattin seyn, ehe zwei Sonnen untergegangen sind."

„Nein, nein, meine liebe Mutter," sagte Chazeul, der in einer kleinen Entfernung mit dem Grafen de Liancourt gesprochen hatte, „Ihr seyd zu barsch und zu unfreundlich gegen Mademoiselle d'Albret. Sie wird nachgeben, wenn sie findet, es müsse seyn. Sie wird auch nachgeben, wenn sie findet, daß sie im Irrthum gewesen ist in Betreff des Contrakts, und daß in der That ihr Vater es dem Monsieur de Liancourt frei gestellt hat, ihre Hand demjenigen seiner Neffen zu geben, der ihm der Passendste schien. Ich kann Euch versichern, Rosa," fuhr er in mildem aber emphatischem Tone fort, „Monsieur de Marennes glaubte, daß mein Oheim hier seine Besitzungen mir vermachen könne, wenn er wolle; und daher konnte ich ebenso gut in dem Contrakt gemeint seyn als mein Vetter."

„Haltet ein, Herr, haltet ein," antwortete Rosa; „es ist umsonst, wenn Ihr Euch auch mit noch mehr Täuschungen befleckt. Ich weiß jetzt die ganze Wahrheit, daß der gute Kommandeur auf seine Ansprüche verzichtete zu Gunsten von Madame de Montigni, daß ihrem Sohne diese Ansprüche zustanden, als mein Vater den Contrakt unterzeichnete, und daß ich somit ihm zugesagt wurde. Aber ich

habe noch mehr zu sagen, und ich bitte Euch, wohl darauf zu merken. Selbst wenn Ihr in dem Contrakt gemeint gewesen wäret, was doch, wie Ihr wohl wißt, nicht der Fall war, sollte nichts auf der Welt mich je vermögen, Euch meine Hand zu geben, jetzt, nachdem ich von Eurem Thun und Treiben sonst noch weiß. Tausendmal lieber würde ich mich der Abgeschlossenheit eines Klosters durch ein Gelübde weihen, als mein Leben mit einem Mann verleben, den ich nicht hochschätzen und achten noch lieben kann."

„Wir wollen Euch nicht die Wahl lassen, Schätzchen," schrie Madame de Chazeul; „Euer Schicksal ist entschieden und besiegelt; Ihr sollt sein Weib werden — wenn nicht durch gütliche Mittel, dann durch Gewalt. Hier läßt sich nicht weiter tändeln und kurzweilen, Liancourt; Ihr müßt Eure Gewalt über sie gebrauchen, und sie zwingen, zu thun was recht ist."

„Ich hoffe, er wird sie gebrauchen," rief Rosa, „um mich zu beschützen gegen diejenigen, die mir Unrecht thun möchten. Monsieur de Liancourt," fuhr sie fort, „ich habe Euch immer mit Wärme geliebt. Ihr seyd immer gut gegen mich gewesen, bis zu dieser letzten traurigen Gelegenheit, wo Ihr, mehr von Andern überredet, wie ich überzeugt bin, als aus eigener Neigung, beinahe mein Glück und meinen Frieden aufgeopfert habt. Ich meinerseits habe mich von meinen jungen Tagen an bestrebt, Euch die Zärtlichkeit einer Tochter zu beweisen, und gerne würde ich auch den Gehorsam einer Tochter gegen Euch an den Tag legen, wenn es möglich wäre; aber in diesem Fall ist es nicht mög-

lich. Meines Vaters Contrakt will ich erfüllen, glücklich darüber, daß meine eigenen Neigungen und die frühesten Gefühle meines Herzens damit übereinstimmen, aber noch glücklicher, daß er mir die Heirath mit einem Mann erspart, bei welchem ich nichts als Elend zu erwarten hatte. So flehe ich Euch denn, gewährt mir den Schutz, welchen mir zu gewähren Ihr meinem Vater versprochen habt; laßt mich nicht in Eurem eigenen Hause mißhandeln und beschimpfen, selbst nicht von Eurer Schwester; und gestattet nicht, daß man mich durch Verfolgung dränge, die zwischen Euch und Eurer Gattin Bruder verabredete und besiegelte Verlobung zu brechen. Vielmehr helft aus allen Euren Kräften diese Verlobung aufrecht zu erhalten; und seyd meine Stütze und mein Halt in dieser Stunde der Noth und Bedrängniß."

„Ihr verlangt viel von mir, Mademoiselle d'Albret," versetzte der Graf kalt, „und bietet doch wenig dagegen an. Ihr könnt nicht voraussetzen, daß ich es billige, daß Ihr mein Haus mit Monsieur de Montigni verlassen habt; und Euer Anspruch auf Schutz von meiner Seite muß sich auf Euern Gehorsam gegen meine Befehle gründen, die Ihr, hoffe ich, jetzt etwas mehr ehren werdet, als Ihr in den letzten Zeiten gethan habt."

Rosa wandte sich ab mit trauriger Miene, und mit sinkendem, verzagendem Herzen. Jedermann war gegen sie; und obgleich es nur so war, wie sie erwartet hatte, machte es doch, daß ihr noch trostloser und hoffnungsloser zu Muthe war. Antworten, sah sie wohl, war vergeblich;

und sie fühlte, daß sie nicht viel länger mehr den festen und entschlossenen Ton zu behaupten im Stande seyn würde, in welchem zu sprechen sie sich gezwungen hatte; denn jeden Augenblick dazwischen hinein drohten Thränen die Gefühle zu verrathen, welche zu verbergen sie sich bemühte. „Ich bin müde," sagte sie rasch abbrechend, „und ich möchte mich gerne zur Ruhe begeben. Mit Eurer Erlaubniß, Monsieur de Liancourt, will ich mein Gemach aufsuchen."

„Ich will Euch zeigen, was Euer Gemach ist," sagte Madame de Chazeul, „denn Ihr dürft Euch nicht einbilden, daß man Euch ein so leicht zugängliches Zimmer zur Wohnung anweisen werde. Wer kann wissen," fuhr sie in spaßhaftem Tone fort, „was für lustige und kecke Tapfere wir hier im Schloß haben mögen, welchen es ein Vergnügen seyn dürfte, einer Dame Fenster mit der Leiter zu erklettern, wenn sie wissen, daß es so bereit ist sie einzulassen?"

Rosa konnte es nicht mehr ertragen und brach in einen Thränenstrom aus.

„Still, Jacqueline, still!" sagte Monsieur de Liancourt; „ich will ihr selbst das Zimmer weisen;" und ihre Hand ergreifend, führte er sie weg aus der Halle.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Einen Augenblick — kaum konnte es länger seyn — starrte die Marquise de Chazeul auf den steinernen Boden der Halle, nachdem ihr Bruder sie verlassen hatte; und dann

aufschauend, mit dem dämonischen Lächeln, welches nicht selten in ihrem Gesicht erschien, wenn etwas ganz besonders Verwegenes und Verruchtes in ihrer Seele arbeitete, ergriff sie ihres Sohnes Arm, starrte ihm ins Gesicht, und sagte in leisem, sarkastischem Tone: „Wißt Ihr, mein Sohn Nicholas, Ihr seyd eigentlich doch nur ein Narr?“

„In der That, süße Mutter?“ sagte der würdige Sprößling einer solchen Mutter mit einer Miene geringschätziger Gleichgültigkeit; „es freut mich zu hören, daß Ihr so denkt. Mannigfaltigkeit ist gar reizend in einer Familie; und ich habe Leute sagen hören, Ihr seyet keine Närrin. Aber darf ich wissen, womit ich die angenehme Benennung verdient habe, die Ihr mir so glattweg beilegt? Was habe ich gethan, gesagt oder gedacht, was diesen alten und ehrenhaften Titel verdiente?“

„Ihr habt gedacht, dieß Mädchen lasse sich gewinnen durch Artigkeit, Schmeichelei, Schönthun und Zärtlichkeit,“ versetzte die Marquise; „und daher seyd Ihr ein Narr, so gut wie mein schwacher Bruder, Euer Oheim. Es braucht nur einen Blick von ihrem Auge, es braucht nur ein Wort aus ihrem Munde, um Einen zu überzeugen, daß solche Mittel so vergeblich sind, als wenn man dem Wind pfeifen wollte. Ich sage Euch, Chazeul, und ich sage Euch die Wahrheit, daß Gewalt — Gewalt — versteht Ihr mich? Gewalt das einzige Mittel ist, das Ihr gegen diesen hochfahrenden Geist anwenden könnt. Ja, und dieß Mittel muß rasch angewandt werden, wenn Ihr sie zu Eurer Frau haben wollt. Sie weiß mehr als wir uns einbilden — sie

weiß Alles, das ist klar. Wir können jetzt nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Ihr müßt alle müssigen Schranken überspringen; alle Stücke schwarzes und weißes Pergament in Fetzen reißen. Ihr müßt machen, daß Ihr der einzige Mann seyd, den sie heirathen kann; und dann wird sie bald die Eurige seyn."

„Aber welches Verfahren rathet Ihr mir einzuschlagen, meine höchst politische Mutter?" fragte Chazeul. „Wenn man sie erschreckt und ängstigt, wird sie nur um so mehr vor mir zurückschaudern."

„Laßt sie zurückschaudern," schrie die Marquise. „Was trägt Euch ihr Zurückschaudern aus? Stellt Euch nicht an, als hättet Ihr Gefühle, die Ihr nicht habt. Sie muß Euer Weib werden, Chazeul, zurückschaudernd oder bereitwillig; ob das Eine oder das Andere der Fall ist, das ist für Euch und für mich ziemlich gleichgültig. Sie muß die Eurige werden, sage ich; und da es klar ist, daß sie es mit ihrer eigenen Zustimmung nicht werden wird, so muß sie es ohne diese werden."

„Aber wie? wie ist dieß zu erreichen?" fragte ihr Sohn. „Es sind da tausend Hindernisse, gute Frau. Wir müssen durch meinen Oheim wirken und arbeiten, und Ihr müßt einsehen, daß es eine vergebliche Hoffnung ist, er werde irgend gewaltsame Mittel gebrauchen. Wie schwach antwortete er mir diesen Morgen, als Nemours' Trompeter kam!"

„Wir müssen durch eine andere Person wirken und arbeiten," antwortete die Marquise. „Auf ihn kann man

sich nicht verlassen, als wenn er seine Rechte beeinträchtigt glaubt; und es ist vergeblich, zu glauben, ihn benützen zu können. Wir müssen einen Andern finden, und ihn vermögen, uns bei unserem Plane beizustehen."

„Aber was ist dieser Plan?" fragte der junge Edelmann. „Laßt mich mit einem Wort hören, worauf alle diese Winke hindeuten? — Wie ist es auszuführen?"

„Auf verschiedenen Wegen," antwortete Madame de Chazeul. „Erstlich und vor Allem müßt Ihr von diesem vielbewegten Schauplatz den Mann wegräumen, den sie sich zu lieben einbildet."

„Ihn wegräumen!" rief Chazeul aus; „ich wüßte nicht wie. Er ist umgeben von ihm ergebenen Leuten. Ich würde manche Schwierigkeiten finden. — Er ist jetzt auch in den Händen von Nemours, welcher es nicht zugeben würde. Der Herzog ist bedenklich und ängstlich in solchen Sachen."

Das waren die Worte Chazeul's; er drückte keine Ueberraschung aus; er legte keinen Abscheu vor dem Vorschlag an den Tag; aber in jenen Zeiten waren solche Gedanken der Seele der meisten Menschen ganz geläufig und vertraut. Unter der vorhergehenden Regierung war geheimer Meuchelmord eines der Mittel des Krieges gewesen, und wirklich so oft verübt worden von hochgestellten und feingebildeten Personen, daß das Gerücht, wie gewöhnlich, noch die Wahrheit überschritt, und kein Todesfall unter nicht ganz gewöhnlichen Umständen eintrat, ohne daß er menschlicher Einwirkung zugeschrieben worden wäre. Die

Rachsucht der Individuen, die Bosheit und Erbitterung der Parteien, die Politik der Staaten, Alles nahm dieselbe Richtung; und Könige und Fürsten spornten zu schwarzen Bluthaten, und bezahlten sie, so gut wie die verdorbenen Günstlinge des Hofes, und die lasterhaften Weiber, von welchen er wimmelte. Jeden Tag hatte irgend ein Mord die Annalen des Landes befleckt; und die Männer hatten mehr Ursache, vor der verborgenen Feindschaft des Nebenbuhlers auf dem Feld der Liebe oder des Ehrgeizes auf der Hut zu seyn, als vor dem offenen Grimm des anerkannten Feindes. So gewöhnlich waren in der That solche Verbrechen geworden, daß man glaubte, die Umstände könnten sie wohl rechtfertigen und der Brauch beschönigen; und wenn sie entdeckt wurden, wurde kein Staunen, kein Abscheu rege, und Viele, die keinen Antheil an der That selbst gehabt hatten, ließen sich bereit finden, den Mörder zu verstecken, zu beschützen, Fürsprache für ihn einzulegen. Es war ein Zeitalter des Verbrechens.

Chazeul also und seine Mutter erörterten die Mittel, de Montigni aus dem Wege zu räumen, so ruhig, als entwürfen sie den Plan zu einer Lustpartie; da war keine Bedenklichkeit, kein Widerstreben, keine erschütternde Gewissensregungen. Nur die Schwierigkeiten wurden erwogen, und die Mittel, ihnen zu begegnen. Sie sprachen von alltäglichen Thaten und Ereignissen, und daher verhandelten sie sie auch in einem Alltagston.

„Ich sehe nicht ein," versetzte die Marquise, „warum das die Sache hindern sollte. Daß er in den Händen von

Nemours ist, fesselt ihn nur mehr an Eine Stelle, wo man ihn immer erreichen kann."

„Aber es werden Wachen und Leute um ihn seyn," sagte Chazeul, „die ihm Hülfe leisten würden. Um es auszuführen, würden wir zu viele Leute nöthig haben, als daß wir sie in der Stille einschmuggeln könnten."

„Zu viele Leute!" rief seine Mutter mit Lachen; „ha, Ihr Soldaten denkt immer an Gewalt und Schwerter und Dolche. Ihr bildet Euch doch nicht ein, oder thut Ihr es, daß ich zu so plumpen Mitteln greifen würde? Pfui über so grobe Arbeit! Ein kleiner Trinkbecher — ein würziges Ragout — wird die Sache besser abmachen als Kugel oder Stahl, und Euch in den Besitz von Liancourt wie von Marennes setzen. Aber überlaßt das mir, denn Ihr scheint ungeschickt in solchen Dingen. Ihr müßt beide haben; und Eure Aufgabe ist das Mädchen — überlaßt mir den Mann. Wir dürfen nicht mehr tändeln und Possen machen, Chazeul, oder es könnten Geheimnisse auskommen, welche gerathen ist, geheim zu halten, bis Ihr Alles erlangt habt, was Ihr wünschen könnt. Das Mädchen muß Euer seyn, ehe zwei Tage herum sind — habt Ihr ihre Worte nicht Euch gemerkt?"

„Ich habe mir viele gemerkt," versetzte Chazeul; „sie waren der Aufmerksamkeit wohl werth. Aber welche Worte meint Ihr?"

„Seyd Ihr so blödsinnig?" fragte seine Mutter. „Habt Ihr sie nicht sagen hören, Ihr habet Andere betrogen ebenso wie sie? und fandet Ihr in Eurer Seele nicht

den Commentar dazu? — Hört, Junge! Habt Ihr je eine Person gesehen oder gekannt — ein süßes, zartes, feines Geschöpf, genannt Helene de la Tremblade?"

Chazeuls Wange wurde blaß und dann roth; nicht aus Reue, nicht aus Schaam, sondern aus Furcht. Es war jedoch Furcht nur vor Einem menschlichen Wesen. Die ganze Welt hätte seine Schlechtigkeit erfahren mögen, ohne daß es ihm Sorge oder Angst gemacht hätte, wenn er sie nur seiner Mutter hätte verbergen können. Aber er kannte sie gut, ihren schwarzen und teuflischen Charakter, ihr gewissenloses Verfolgen ihrer Zwecke, ihren rachgierigen Haß gegen Alle, die sie beleidigten, und ihre Gleichgültigkeit gegen alle Bande, wenn sie einmal ihre Absichten verfolgte. Eitelkeit, Laster und unmäßige Leidenschaften hatten noch nicht ganz jedes natürliche Gefühl in seinem Herzen erstickt; und einige noch übrige Zärtlichkeit für das unglückliche Mädchen, gegen das er sich so vergangen, ließ ihn mehr für sie als für sich selbst fürchten. Seine Mutter konnte das Geheimniß, das zu ihrer Kunde gelangt war, benützen, um ihn zu dem Verfahren zu nöthigen, das ihr passend schien, oder seine Absichten zu vereiteln, wenn er sich ihr widersetzte, aber sie konnte, so weit es ihn betraf, nicht wohl mehr thun. Für Helene aber konnte der Tod, oder Schlimmeres als der Tod, die Folge seyn; und ein Paar Augenblicke blieb er stumm, überlegend wie er handeln sollte.

Das scharfe Auge der Madame de Chazeul ruhte diese ganze Zeit über auf seinem Angesicht, jeden Wechsel des Ausdrucks beobachtend, und jede Beobachtung sich in Ge=

danken übersetzend; aber nachdem sie einige Zeit auf seine Antwort gewartet, fragte sie: „Ihr habt von einer solchen Person gehört, oder nicht?"

„Nun," versetzte er etwas ungeduldig, „was ists mit ihr? Was hat Mademoiselle d'Albret zu schaffen mit Helene?"

„Ha, ha, ha!" rief Madame de Chazeul mit bitterem Lachen; „Was sie mit Helene zu schaffen habe! Ha, einfach dieß, daß sie Walter de la Tremblade sagen kann, daß der muntere Nicholas de Chazeul seine Nichte zu seiner Buhlerin gemacht hat, um einen Teufel herauf zu beschwören, der bald alle unsere Anschläge zur Beute der Winde machen wird. — Ihr seht jetzt, daß keine Zeit zu verlieren ist. Die Sache kann nicht lange geheim gehalten werden. Das Mädchen hat einige Ahnung von der Wahrheit bekommen, und sie muß Eure Gattin werden, ehe sie ihm ihren Verdacht mittheilen und er sich nach den Umständen näher erkundigen kann."

Chazeul schwieg und dachte einen Augenblick nach, und dann wiederholte er seiner Mutter Worte: „das Ding kann nicht lange geheim gehalten werden! — warum nicht? — Was habt Ihr mit ihr gethan, meine gute Mutter? — Etwas gewiß; denn Helene selbst würde gewiß reinen Mund halten. Ihr habt sie doch hoffentlich nicht umgebracht?"

„Ich nicht!" rief Madame de Chazeul; „ich bin nicht berufen, solche Sünden zu strafen. Nur wenn Einem die Leute im Wege stehen, bringen kluge Leute sie um. So

seyd also darüber beruhigt, seyd beruhigt! Ich habe ihr kein Leid gethan; aber, wie ich Euch gesagt, die Sache kann nicht lang verhehlt werden. Rosa d'Albret hat Wind davon bekommen. Dessen bin ich gewiß, nach ihrem ganzen Benehmen. Der alte Priester wird sich wundern, daß seine Nichte so lang nicht hieher kommt, denn ich habe ihm gesagt, sie sey krank, sonst würde ich sie mitgebracht haben; und er wird hinüber gehen wollen, sie zu besuchen, so daß ich mit Recht sage, die Sache kann nicht lange verheimlicht werden. Ihr müßt daher Eure Zeit emsig zu Rathe halten."

Chazeul sah, daß seine Mutter ihm nicht Alles sagte; aber er wußte wohl, daß es unmöglich war, die offene Wahrheit aus ihr heraus zu bekommen, wenn sie sie einmal verhehlen wollte, und demgemäß, der Wendung folgend, welche sie selbst dem Gespräch gegeben hatte, fragte er: „Aber wie — wie soll ich meine Zeit emsig und zweckmäßig zu Rathe halten und benützen? Ich, ohne fremde Unterstützung, kann Rosa d'Albret nicht zwingen, mir ihre Hand zu geben. Wenn mein Oheim kräftig uns beistehen wollte, dann freilich könnte es uns wohl gelingen. Aber er ist, wie Ihr wißt, schüchtern im Handeln, so keck er mit Worten seyn mag; und glaubt es mir nur, wir werden starke Maßregeln nöthig haben, um sie zum Nachgeben zu bewegen."

„Ja, starke Maßregeln gewiß," versetzte seine Mutter; „aber man kann dazu greifen auch ohne meines Bruders Willen oder Zustimmung; und wenn Ihr die Sachen recht

angreift, könnt Ihr das Fräulein wohl minder halsstarrig machen, als sie es jetzt ist. Hört Ihr Chazeul, ein Wort in Euer Ohr!“ Er beugte den Kopf herunter, und die Marquise flüsterte ihm einige kurze Worte zu.

„Nein, nein! — Unmöglich!“ rief er; „ganz unmöglich! das Mädchen schläft im Vorzimmer, der Priester im anstoßenden Zimmer. — Es wäre ganz vergeblich.“

„Ha, närrischer Junge,“ antwortete seine Mutter, „ich meine keine Gewaltthätigkeit — keine Mißhandlung. Ihr versteht mich nicht. Wißt Ihr nicht, wie viel Werth sie auf Tugend und guten Ruf legt? Sie würde nimmermehr sich dazu verstehen, Louis de Montigni einen befleckten Namen mitzubringen. Laßt nur ihren Ruf in unsern Händen seyn; laßt uns nur im Stande seyn, zu beweisen, daß Ihr die Nacht in ihrem Zimmer zugebracht, so werden wir auf keinen eiteln Widerstand mehr stoßen. Das Mädchen Blanchette wird Euch einlassen und auch Zeugin seyn. Dann verhaltet Euch still wie der Tod eine oder zwei Stunden, laßt etwas auf dem Tische zurück — einen Handschuh — einen Hut, kurz irgend ein Zeichen, daß Ihr da gewesen, was sie selbst davon überzeugen muß, ohne daß Ihr es ihr sagt.“

Chazeul schwieg und sann nach. Er hielt das Gelingen dieses Anschlags für nicht unwahrscheinlich; aber doch fürchtete er sich damit zu befassen. Wenn es entdeckt würde, so wußte er, daß es ihn bei seinem Oheim zu Grunde richten würde; und er sah nicht ab, wie er damit das Gemüth Rosa's selbst würde bearbeiten können, ohne dem Monsieur

de Liancourt die Wahrheit oder mehr als die Wahrheit zu gestehen. Gerade wie er im Begriff stand zu antworten, kam der Graf selbst mit Vater Walter zurück; und Einer der Diener trat in demselben Augenblick ein, um die Armleuchter in der Halle anzuzünden. Madame de Chazeul hob den Finger auf, als Warnung, nicht weiter zu sprechen; und sobald der Diener weg war, wandte sich die Marquise zu ihrem Bruder mit der Frage: „Nun, was habt Ihr mit dem halsstarrigen Mädchen angefangen, Anthony?“

„Wahrhaftig, nichts,“ versetzte der Graf; „sie war milder und sanfter als gegen Euch; und ich habe sie in Thränen verlassen; aber sie ist so fest wie nur je.“

„Nun,“ sagte Madame de Chazeul in gleichgültigem Tone, „wenn sie nicht durch gütliche Mittel sich will bewegen lassen, so muß es durch Gewalt geschehen. Wir haben alles Recht, sie zu zwingen, das zu thun, was für sie gut ist.“

Monsieur de Liancourt schüttelte zweifelnd den Kopf und sagte: „das weiß ich nicht.“

„Ha, mein guter Bruder,“ versetzte Madame de Chazeul in bitterem Tone, „eine verlorene Schlacht bewirkt einen großen Unterschied bei zweifelhaften Freunden. Was sagt Ihr, Monsieur de la Tremblade? Seyd Ihr dafür, die heilige Katholische Union aufzugeben, und die Besitzungen von Marennes und Liancourt einem Anhänger der Ketzer zu überlassen?“

„Keineswegs, Madame,“ antwortete Walter de la Tremblade. „Wenn irgend etwas, so muß diese unglückliche Niederlage uns eifriger, thätiger, entschlossener machen.

Die Partei der Ligue ist die Partei der Wahrheit und der Religion; und ohne Zweifel wird sie am Ende triumphiren. Unsere Pflicht soll es seyn, sie um so emsiger zu fördern und zu unterstützen, je mehr neue Schwierigkeiten und Hemmnisse sich hervorthun; und ich muß sagen, daß mit gutem Gewissen kein Vormund die Hand seiner Mündel einem Manne verleihen kann, der, wie Monsieur de Montigni, sein Schwert gegen seine Religion gezogen hat."

„Aber das ist etwas Anderes," sagte Monsieur de Liancourt, „als sie ohne ihre Einwilligung zu einer Heirath zwingen."

„Nicht so ganz," versetzte der Priester. „Wenn Ihr sie nicht nöthigt, den Einen zu heirathen, so wird sie den Andern heirathen; und wenn sie findet, daß kein Ausweg ihr bleibt, wird höchst wahrscheinlich ihr Widerstand nachlassen."

Madame de Chazeul beobachtete das Gesicht Vater Walters während er sprach, und lauschte mit vieler Zufriedenheit Worten, welche ihr mit zweifelloser Gewißheit zeigten, daß weder von ihrem Verfahren gegen seine Nichte, noch von der Handlungsweise ihres Sohnes Walter de la Tremblade die leiseste Ahnung hatte. „Wenn wir diese Heirath zu Stande bringen können," dachte sie, „so wird binnen weniger Stunden Alles sicher und gefahrlos seyn. Er mag dann toben und wüthen so viel er will. Es ist ergötzlich genug, ihn mit helfen zu lassen, daß etwas zu Stande kommt, was er von ganzem Herzen ungeschehen wünschen wird, sobald er die Wahrheit erfährt."

„Was Ihr sagt, ist sehr wahr, Vater," versetzte der Graf; „aber ich sehe nicht, welche Mittel man wirklich ergreifen kann, um sie zu zwingen. Wie sie so eben zu mir gesagt hat: wir können sie wohl vor den Altar schleppen, aber sie wird das Aussprechen des Gelübdes verweigern, und vor Gott und Menschen dagegen protestiren."

„Solche Dinge sind vorgekommen," sagte Walter de la Tremblade, „und doch ist die Trauungsceremonie vollzogen worden."

„Aber dann der Contrakt!" sagte Monsieur de Liancourt. „Wenn sie den nicht unterzeichnen will, wie können wir sie dazu nöthigen?"

„Oh, überlaßt das mir!" rief Madame de Chazeul. „Wenn Ihr, Bruder, nur versprechen wollt, Euch nicht einzumischen, außer indem Ihr Eure Autorität zu Gunsten Eures Neffen geltend macht, und Ihr befehlt, ihn zu heirathen, will ich alles Uebrige besorgen."

„Aber ich fürchte Eure Gewaltthätigkeit, meine gute Schwester," versetzte der Graf.

Madame de Chazeul war im Begriff zu antworten, als wieder ein Diener in die Halle trat; und Monsieur de Liancourt rief ungeduldig: „was gibt es dann wieder?"

„Ein Bote ist eben angekommen von Chartres, gnädiger Herr," versetzte der Mann, „mit Befehlen für Monsieur de Mottraye, welcher Mademoiselle Rosa zurück geleitet hat, ohne den Verzug eines Augenblicks zurück zu kehren, da die Stadt vom Könige bedroht ist. Er bringt auch die Zeitung, Herr, daß ein Duell zwischen Monsieur

de Montigni und dem Herzog von Nemours statt gefunden habe."

„Nemours hat ihn getödtet, ich wollte tausend Kronen darauf wetten," schrie Chazeul so freudig, als wenn sich de Montigni sein ganzes Leben hindurch als sein bitterster Feind gezeigt hätte.

„Was weiter? was weiter?" rief Monsieur de Liancourt; „Welcher ist gefallen?"

„Er wußte wenig davon, gnädiger Herr," antwortete der Diener, „denn er ritt weg, ehe sich die Kunde in der Stadt verbreitet hatte."

„Ich will gehen und ihn sprechen," rief Chazeul. „Nemours hat ihn ohne Zweifel getödtet."

Mit diesen Worten eilte er fort, und blieb einige Minuten aus, während welcher Zeit die Marquise in leisem Tone mit dem Priester sich besprach. Der Graf aber blieb mitten im Zimmer stehen, die Augen auf den Boden geheftet und mit traurigem Herzen. Er konnte sich des Andenkens an die Tage nicht erwehren, die vergangen waren. Der Knabe, den er von seinen frühen Jahren an auferzogen, die Anmuth und die hohen Eigenschaften, die er an den Tag gelegt, und manche kleine That und manche kleine Scene, bis diesen Augenblick vergessen, stiegen vorwurfsvoll vor seinem Auge auf und erfüllten ihn für die jetzige Stunde mit Schmerz und Reue. Die Stimme des Gewissens, das sich doch immer einmal vernehmlich macht, sagte ihm, daß die Schuld hievon sein sey, daß, hätte er nicht den Sohn seiner Schwester zu betrügen und ihm Unrecht zu thun

gesucht, die ganze lange Reihe von dunkeln und traurigen Ereignissen, welche die letzten paar Tage erfüllten, nicht eingetreten seyn würde, daß Freude und Friede und gegenseitige Liebe und freundliches Wohlwollen hätten herrschen können, wo Kampf und schlimme Leidenschaft, Gewaltthat und Tod, als das schwarze Gefolge der Tücke, eingedrungen waren. Sein Bruder und sein Neffe — Beide dahin in wenigen kurzen Tagen! und sein Herz sagte ihm, daß die Tugendhaften und Rechtschaffenen dahin gerafft worden, während die Unredlichen und die Niederträchtigen übrig geblieben!

Nur wenige Minuten jedoch drückten solche Gedanken seine Seele; denn Eitelkeit, seine Schooßsünde, die Schooßsünde so Vieler, der Balsam, womit der Teufel alle Wunden des Gewissens heilt, kam ihm bald zu Hülfe. Er war zu eitel, um auf die Länge zu glauben, daß er Unrecht thun könne, selbst wenn der warnende Engel des menschlichen Herzens es ihm ins Ohr donnerte. „Hätte de Montigni gethan, was man von ihm verlangte," dachte er, nachdem er den ersten Eindruck bemeistert hatte, „so wäre nichts der Art vorgefallen. Es ist Alles die Folge seiner eignen Halsstarrigkeit. Wie schlimm und traurig ist es doch, wenn die Menschen sich nicht zu ihrem eigenen Besten wollen bereden lassen!"

Wie diese tröstlichen Gedanken ihm durch die Seele gingen, trat Chazeul wieder in die Halle. „Er ist todt," rief er, „ohne allen Zweifel ist er todt. Der Mann selbst

hat Nemours, allein und unverletzt, in die Stadt zurückkommen sehen.“

„Nun dann,“ sagte Madame de Chazeul, „ist uns alle weitere Mühe erspart; denn jetzt seyd Ihr der einzige Erbe. Ihr thätet gut, ihr die Nachricht zu bringen, Chazeul. Vielleicht befreit es sie von einer so großen Verlegenheit als irgend Eines empfindet.“

„Pfui doch, Jacqueline! Pfui doch!“ rief der Graf. „Ihr kennt ihr Herz und ihre Gefühle nicht!“

„Ich weiß sehr gut, mein guter Bruder,“ versetzte Madame de Chazeul, „daß Frauen, wenn sie einmal etwas gesagt haben, oft dabei bleiben mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers, während sie doch ihre rechte Hand hingeben würden für einen guten Vorwand, ihren Sinn zu ändern, aber die Eitelkeit hält sie, daß sie nicht los lassen, mit einer viel festern Entschlossenheit, als die Ueberzeugung einflößen kann. Sagt mir nichts von ihren Gefühlen! Ich kenne mein eigenes Geschlecht viel besser als Ihr; und ich bin überzeugt, es ist nicht Ein Weib unter zehn, das sich nicht freuen würde über den Tod ihres theuersten Freundes, wenn er sie von einer großen Verlegenheit befreite.“

„Ich finde, die Kirche ist eben so barmherzig als weise, daß sie ihrer Priesterschaft die Ehelosigkeit zur Pflicht macht,“ sagte Vater Walter mit einem kalten sarkastischen Lächeln. „Aber in Wahrheit ich glaube, es wäre besser, es Mademoiselle d'Albret heute Abend nicht mehr zu sagen. Sie muß jetzt erschöpft, ihr Geist muß von Bangigkeit und ge-

täuschter Hoffnung niedergedrückt seyn, und man sollte ihr einige Zeit zur Ruhe gestatten."

„Nein, Vater, nein!" versetzte Madame de Chazeul. „Sie muß es heute Abend noch erfahren, denn die Trauung soll morgen oder spätestens übermorgen stattfinden. Gebt ihr diese Nacht zur Trauer — denn ich will nicht behaupten, sie werde nicht weinen; morgen wird sie gefaßt und ergeben seyn und die Sache kann dann mit Anstand ihren Gang gehen."

„Wollt Ihr es ihr mittheilen, Vater Walter?" sagte Monsieur de Liancourt.

„Nein!" rief die Marquise, „warum ihm diese Mühe machen? Ich will es in einem Augenblick thun."

„Nein, Jacqueline, Ihr dürft nicht zu ihr," rief der Graf. „Ihr seyd zu barsch und zu herb, um solche Zeitungen zu überbringen. Geht Ihr, Vater, geht Ihr! Es ist eine Pflicht der christlichen Liebe!"

„Sie wird es wahrscheinlich eher aus meinem Munde glauben als aus dem Eurigen, Madame," sagte Vater Walter; „und deßwegen will ich den Auftrag übernehmen; aber ich muß mich beeilen, denn ich habe meine Wache in der Kapelle anzutreten."

„Laßt uns wissen, wie sie es erträgt," sagte der Graf de Liancourt. „Es thut mir leid um das arme Mädchen."

„Pah!" rief Jacqueline de Chazeul; und der Priester verließ die Halle, während die Marquise in sichtlicher Unbehaglichkeit zurückblieb.

Es war jetzt Rosa d'Albret ein Zimmer angewiesen

worden, höher gelegen in dem Gebäude, als dasjenige, welches sie früher inne gehabt, und zunächst an das von Vater Walter selbst anstoßend. Es hatte den ersten Ausgang in ein Vorzimmer, etwas kleiner als das andere, und von da auf einen großen Ausmündeplatz der Treppen, von diesen selbst durch eine Balustrade getrennt. Das Vorzimmer hatte, wie früher, das Mädchen Blanchette inne, welches, wohl gewarnt und geschult, alle Schritte und Handlungen ihrer Gebieterin zu belauern und auszuspioniren angewiesen war; und als Vater Walter in diese kleine Folge von Gemächern eintrat, war das Mädchen die erste Person, auf die er stieß.

Sie saß an einem Tisch, strickend, mit finstrer Stirne und schmollendem Munde; und trotz ihrer sonstigen großen Ehrerbietung gegen den Priester schien sie doch kaum geneigt, ihm höflich zu antworten, als er fragte, ob er mit ihrer Gebieterin sprechen könne.

„Ich kann es Euch nicht sagen," versetzte das Mädchen, einen Augenblick aufstehend und dann wieder sich setzend; „ich weiß in der That nicht, was sie treibt, — sie bedürfe meiner Dienste nicht, sagt sie; sie wolle lieber allein seyn."

„Geht und seht, meine Tochter!" sagte der Priester. „Ohne Zweifel ist Mademoiselle d'Albret traurig und vielleicht erzürnt; aber das enthebt Euch nicht der Achtung und des Gehorsams gegen sie in allen Dingen, wofern nicht andere Pflichten erheischen, daß Ihr Euch ihren Wünschen widersetzt."

„In Wahrheit, Vater," antwortete das Mädchen

mürrisch, „ich kann das Alles nicht auf mich nehmen. — Hier sagt man mir, ich solle ihr Vorzimmer nicht verlassen, von dem Augenblick, wo sie in ihr Zimmer tritt, bis sie es verläßt, was nichts Besseres ist als mich zur Gefangenen machen; und dann wieder soll ich mich von dem Fräulein schelten und finster ansehen lassen, als wenn ich mich sehr übel gegen sie betragen hätte. Ich sehe nicht ein, warum ich das Alles ertragen soll.“

„Weil man es Euch befiehlt,“ sagte der Priester etwas finster; aber im nächsten Augenblick setzte er hinzu: „Es wird aber nicht lange so dauern. Geht jetzt und sagt ihr, ich sey hier und wünsche mit ihr über eine Sache von großer Wichtigkeit zu sprechen.“

Ehe jedoch Blanchette antworten konnte, ging die Thüre des Vorzimmers auf, und Madame de Chazeul trat ein mit den Worten: „Ich bin gekommen es ihr selbst zu sagen, guter Vater. Ich kann dann besser von ihrer Gemüthsverfassung urtheilen; und da der Graf mir sagt, Ihr habet Vigilie zu halten bei dem Leichnam meines armen alten Bruders Michael, was ich zuvor nicht wußte, will ich Euch nicht aufhalten.“

„Nein,“ antwortete der Priester, „ich habe Zeit, und werde nie davor zurückbeben, meine Pflicht zu erfüllen. Dieß arme Kind wird Trost nöthig haben, und es muß meine Aufgabe seyn, ihn ihr zu gewähren, so weit meine arme Stimme es vermag.“

Die Marquise war sichtlich mißvergnügt über diese Antwort; und obgleich sie ihren Verdruß verhehlte, so gut

sie konnte, entging doch eine gewisse Aengstlichkeit und Unbehaglichkeit in ihrem Wesen dem ruhigen aber durchdringenden Auge Walters de la Tremblade nicht. „Sie mißtraut mir!“ dachte er. „Sie gehört zu denjenigen, welche zu Niemand Vertrauen haben. Wie muß es um ihr eignes Herz aussehen!“

Wie er diesem Gedanken sich hingab, kam Blanchette zurück und hieß ihn eintreten, was er that, indem er jedoch der Madame de Chazeul Platz machte, um zuerst hineinzugehen.

Rosa hatte geweint, aber jetzt waren ihre Augen trocken; und der gewöhnliche milde und sanfte Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, bis ihr Auge auf Madame de Chazeul fiel; und dann wandte sie den Kopf weg mit einer Miene des schaudernden Abscheus, was zu bemerken die Marquise nicht verfehlte, obwohl mit weniger Zorn, als man vielleicht hätte erwarten sollen. Ihr Bestreben, ihr Wunsch war, einzuschüchtern und zu befehlen, für die Gegenwart und die Zukunft, und das Alter, wo man wünscht geliebt zu werden, war bei ihr längst vorüber. Rosa jedoch steigerte alsbald noch ihr beleidigendes Benehmen, denn zu Walter de la Tremblade sich wendend, sagte sie: „das Mädchen nannte mir Euern Namen, Vater; und ich war bereit, und sogar erfreut, Euch zu empfangen; aber die Unterredung, welche schon zwischen dieser Dame und mir stattgefunden, war nicht von der Art, daß sie mir ihre Gesellschaft sehr wünschenswerth gemacht hätte.“

„Und dennoch müßt Ihr sie Euch gefallen lassen, hüb-

sches Schätzchen," versetzte Madame de Chazeul. „Ich weiß, Ihr seyd so undankbar, als Ihr eigenwillig seyd; aber ich bin gekommen, um Euch eine Neuigkeit zu eröffnen, die so eben eingetroffen ist, und die wir, da Ihr sie früher oder später doch hören müßt, passend gefunden, Euch sofort mitzutheilen."

„Je eher sie mitgetheilt ist, desto besser," antwortete Rosa; „ich ersuche Euch, nicht lange damit zu zögern: denn ich bin verlangend, mich zur Ruhe zu begeben."

Madame de Chazeul wandte sich gegen den Priester, indem sie ihm ein Zeichen gab, fortzufahren, und Vater Walter nahm jetzt das Wort und wandte sich zu Rosa in einem milden und freundlichen Tone, indem er begann: „Ich fürchte, meine arme Tochter, was wir Euch mitzutheilen haben, dürfte Euch mehr betrüben, als Ihr erwartet; und ich möchte daher Euer Gemüth vorbereiten, durch den Gedanken, wie Gott alle Menschen in dieser Welt prüft mit allerlei schweren Heimsuchungen, die er manchmal zu Züchtigungen macht für frühere Verirrungen, manchmal zu Warnungen vor künftigen Fehlern, uns oft der uns theuersten Dinge beraubt, welche Schlingen für uns werden könnten, oft unsere heißesten Wünsche vereitelt, deren Erfüllung, wenn wir Alles wüßten, uns Elend statt Wonne bereiten würde."

Rosa hörte aufmerksam zu, begierig zu hören, was weiter kommen werde; aber Madame de Chazeul schwenkte ungeduldig die Hand und rief: „Ihr steht nicht auf der Kanzel, mein guter Vater. Seht Ihr nicht, daß sie ganz

vorbereitet ist auf Alles, was Ihr zu sagen habt? Die Wahrheit ist die, Mademoiselle d'Albret: ein Bote ist so eben von Chartres angekommen mit Befehlen an den Mann, der Euch begleitet hat, unverzüglich zurückzukommen; und mit diesen Befehlen brachte er auch die Nachricht mit, daß ein Zweikampf zwischen Monsieur de Nemours und Eurem seitherigen Liebhaber de Montigni vorgefallen, in welchem der Letztere die Züchtigung gefunden, welche seine Anmaßung verdiente, und auf dem Platze getödtet worden sey."

Rosa fuhr auf und faltete die Hände, während ihr Angesicht grau wurde wie Asche, und einen Augenblick schien sie in Ohnmacht sinken zu wollen. Im nächsten Augenblick jedoch fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne, starrte einen Augenblick angstvoll auf den Boden, erhob aber dann plötzlich ihr Haupt mit einem Lächeln voll Verachtung, während ihr das Blut wieder in Wange und Lippe trat, und rief aus: „Es ist falsch! Ich weiß, daß es erlogen ist!"

„Das arme Geschöpf ist wahnsinnig," sagte Madame de Chazeul. „Ihr wißt, daß es falsch ist, während wir wissen, daß es wahr ist! Ihr müßt wunderbar rasche und zuverlässige Nachrichten bekommen! Der Mann ist in diesem Augenblick im Schloß, welcher die Kunde von Chartres gebracht hat."

„Laßt mich ihn sehen!" sagte Rosa d'Albret.

Madame de Chazeul besann sich, und erkannte, daß sie einen Mißgriff begangen, indem sie den Boten genannt hatte; denn es war ihre Absicht, den Tod de Montigni's als gewiß darzustellen, und sie wußte, daß ihr Sohn zu

dieser Vermuthung weit rascher und kecker gekommen war, als des Mannes eigene Aussage rechtfertigen mochte.

„Nein,“ versetzte sie, „Ihr sollt ihn nicht sehen. Ich verpfände mein Wort, daß die Nachricht wahr ist. Hier steht Vater Walter, bereit dasselbe zu thun. Monsieur de Liancourt wird Euch dieselbe Geschichte erzählen. Wenn Ihr uns beleidigt, indem Ihr unser Wort bezweifelt, so ziemt es uns nicht, uns viel Mühe zu geben, um Euch zu überzeugen.“

„Madame, ich bin schon in mehr als Einem Stück betrogen worden,“ versetzte Rosa, ernst ihr Haupt neigend; „und deßwegen schenke ich Allem, was man mir sagt, nicht so leicht Glauben. Vater Walter, ich flehe Euch an, bei Eurer Pflicht gegen Gott, bei Eurem heiligen Beruf, für welchen Ihr in einer andern Welt Rechenschaft ablegen werdet, laßt mich wissen, ist diese Nachricht wirklich eingetroffen und ist sie gewiß?“

„Daß sie eingetroffen, ist außer Zweifel,“ antwortete der Priester; „aber was die Gewißheit der einzelnen Umstände betrifft, so kann ich, da ich den Boten nicht selbst gesprochen, darüber nichts sagen.“

Rosa schüttelte die Hand. „Genug,“ sagte sie, „genug; ich will Euch jetzt bitten, mich zu verlassen. — Nein, ich kann heute Nacht nicht mehr ertragen.“

Madame de Chazeul war im Begriff noch etwas hinzuzufügen; aber der Priester legte seine Hand auf ihren Arm und sagte: „Nein, Madame, laßt uns sie nicht so hart bestürmen. Gebt ihr Zeit bis morgen darüber nachzuden-

ken;“ und er führte die Marquise weg, und überließ die arme Rosa ihren traurigen Gedanken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sobald der Priester und Madame de Chazeul weg waren, warf sich Rosa d'Albret in ihren Sessel und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Sie hätte gern jeden Anblick und jeden Laut ausgeschlossen, um alle Kräfte und Thätigkeiten ihres Geistes nur auf die Erwägung Einer Frage zu richten: ob die entsetzliche Zeitung, die sie vernommen, wahr oder falsch sey? Aber das aufregende Pochen ihres Herzens, die wirbelnde Verwirrung ihres Hirns ließen sie lange Zeit nicht ihre Gedanken fest auf all die verschiedenen Gründe heften, welche für und gegen den Glauben an die Wahrheit der ihr mitgetheilten Erzählung sprachen. Alles war wild, unbestimmt, verworren. Zuerst war die Besorgniß viel mächtiger als die Hoffnung; und obgleich die Vernunft viele Unwahrscheinlichkeiten selbst in dem Theile der Nachricht hervorhob, der, wie der Leser weiß, vollkommen wahr war, fürchtete sie doch immer noch das Schlimmste, auch noch als sie sich vornahm, wo möglich zu glauben, daß Alles falsch sey.

„War es wahrscheinlich,“ fragte sie sich selbst, „daß ein so stolzer Prinz wie der Herzog von Nemours, sein Leben aufs Spiel setzen sollte im Einzelnkampf mit seinem eignen Gefangnen? War es wahrscheinlich, daß er, der sich

so hochmüthig gegen de Montigni benommen hatte, daß er ihm kaum eine Antwort gegeben, sich in eine solche Lage versetzt haben sollte, daß er sich genöthigt gesehen hätte, ihm auf dem Kampfplatz gegenüber zu treten? War es nicht wahrscheinlich, höchst wahrscheinlich, daß eine solche Erzählung die Erfindung derjenigen war, die sie schon in so vielen andern Punkten betrogen hatten, um sie desto leichter nach ihren Zwecken und Wünschen zu leiten? Erhellte nicht deutlich, daß dem so war, aus ihrer Weigerung, ihr den Boten vorzustellen? Kurz, war nicht von Allem, was Jacqueline de Chazeul versicherte, eher anzunehmen, daß es falsch, als daß es wahr sey?"

So argumentirte die Hoffnung; aber auf der andern Seite sprach, obwohl mit wenigern Worten, jedoch mit mächtigerer Stimme, die Furcht. „Der Priester hat versichert, daß das Gerücht ohne allen Zweifel angekommen sey. Konnte er wagen, dieß zu thun, nach der feierlichen Beschwörung, die sie an ihn gerichtet, wenn er nicht selbst überzeugt wäre, daß wahr sey, was er sagte? Dann verrieth auch die Mühe, die er sich gegeben, ihr Gemüth auf die Zeitung vorzubereiten, Sorge und Rücksicht für sie; und wenn die Sprache, deren er sich dabei bedient hatte, nur die Vorrede zu einer Lüge war, so war es in der That eine gotteslästerliche Posse." Sie ließ ihre Gedanken über alle die neuesten Vorfälle hinschweifen; sie erwog sein Benehmen und seine Handlungsweise, sie fragte sich, ob er sich je einer überlegten, absichtlichen Lüge schuldig gemacht habe? Die Antwort war: nein. Er hatte Andere lügen lassen,

aber er selbst hatte es nicht gethan. Ohne genau die Wahrheit zu sagen, hatte er doch keine wirkliche Unwahrheit gesprochen. Mit jener eigenthümlichen Kunst und List, welche den Namen einer Körperschaft bekommen hat, die dafür berühmt ist, dieselbe in all ihrem Thun und Treiben anzuwenden, hatte er die Wahrheit den Absichten der Lüge dienstbar gemacht; und mit jesuitischer Gewandtheit hatte er Dinge, von deren Unwahrheit er überzeugt war, mit behaupten helfen, ohne denjenigen, die er täuschte, Mittel zu lassen, ihn einer Lüge zu überweisen. Jetzt aber hatte er keck und geradezu ausgesprochen, daß die Nachricht wirklich angekommen sey. Hier gab es keine Ausflucht, dachte sie; es mußte entweder wahr oder falsch seyn. Sie erinnerte sich auch des heftigen Unmuthes, welchen de Montigni an den Tag gelegt, gleich Anfangs als er von Nemours zum Gefangenen gemacht wurde, und der Worte und Blicke, welche zwischen ihnen gewechselt worden waren in Betreff ihrer selbst. Konnte nicht, fragte sie sich selbst, ein solcher Auftritt sich erneuert haben, wenn ihr Geliebter erfahren, daß sie wirklich weggeschickt worden, ohne daß man ihr auch nur noch eine Unterredung mit ihm gestattet hatte? Konnte er nicht eine solche Sprache geführt haben, welche einen Prinzen von hitziger Gemüthsart, wie Nemours, nöthigen konnte, der Vorrechte seines Ranges sich zu begeben und sich mit mit ihm zu schlagen, wie das Gerücht meldete? Nemours war dafür bekannt, verwegen, ritterlich, und von einem Charakter zu seyn, welcher auf den Ehrenpunkt bis zum Uebermaß hielt; und wenn sie sich geschlagen, war dann

nicht das ihr berichtete Ergebniß ganz möglich und wahrscheinlich?

So argumentirte die Furcht; und zwischen ihrer Stimme und der der Hoffnung schwankte ihr Gemüth in jener peinlichen Ungewißheit, welche für den Menschen noch erschöpfender und quälender ist, als der Schmerz und Kummer selbst. Sie war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als die Thüre aufging und das Mädchen hereinsah; aber Rosa winkte ungeduldig mit der Hand und rief: „Verlaßt mich. verlaßt mich. Ich bedarf Euer nicht. Ihr könnt zu Bette gehen."

Der bloße Anblick Blanchettens jedoch rief ihr alle die Listen ins Gedächtniß zurück, welche früher gegen sie in Anwendung gebracht worden waren, und belebten in ihr wieder die Hoffnung, daß diese traurige Nachricht auch nur ein Theil eines ähnlichen Anschlags seyn könne. „Ich will mich zu Bette legen," dachte sie; „in der Dunkelheit und Stille der Nacht kann ich über diese Dinge ruhiger nachdenken als jetzt. Der Anblick dieses Mädchens ist mir verhaßt. Ich will sie hinausschließen;" aber wie sie sich umsah, fand sie, daß das Thürschloß zwischen ihrem Zimmer und dem Vorzimmer weggenommen war.

„Ha!" sagte sie, „soll ich also nicht mehr für mich allein seyn dürfen? Das ist in der That hart;" und sich niedersetzend weinte sie, wohl fühlend, daß sie jetzt einsam war und so mit allen Listen und Ränken einer Anzahl von Personen ringen sollte, unter welchen sie keinen Freund hatte. Nach einem Augenblick stand sie wieder auf, wischte sich die Thränen ab und murmelte vor sich hin: „aber sie sollen mich

doch nicht bezwingen. Selbst wenn er, den ich liebe, dahin ist und mich allein gelassen hat in dieser kaltherzigen Welt, kann ich ja sterben und ihm folgen; aber nie will ich das Weib dieses verhaßten und niederträchtigen Mannes werden, sey auch die Folge was da wolle.“ Mit diesen Gedanken entkleidete sie sich ohne Beistand und legte sich zu Bette. Aber für die arme Rosa d'Albret war es kein Ruhebett. Die Dornen des Pfühles — geschäftige Sorge und stechende Besorgniß und bittrer Gram — verscheuchten allen Schlaf von ihren Augen; und Stunde um Stunde lag sie da, dieselben schweren Gedanken in ihrer Seele hin und her wälzend, welche seit dem Besuch des Priesters und der Madame de Chazeul auf ihr lasteten.

Endlich kehrte das Tageslicht wieder; und sich auf dem Arm aufrichtend, sah sie sich um, als der schwache graue Strahl des frühen Morgens durch das Fenster hereinströmte und die verschiednen Gegenstände im Zimmer matt beleuchtete. Dann kam eine wärmere Tinte, wie die Sonne wirklich höher stieg, und damit auch die Gedanken, welche gewöhnlich den anbrechenden Tag begleiten. Wie schön ist das Wiederaufleben der Natur nach ihrem dunkeln Schlummer in den Armen der Nacht! welch ein Bild von dem Aufdämmern des ewigen Lebens für den befreiten Geist nach dem Schatten des Grabes! Wie gut, wie groß, wie weise ist der allmächtige Schöpfer des Alls, der den Jahrszeiten und Elementen und allen Verwandlungen in der Welt und allen Revolutionen der Natur die Zeichen und Symbole seiner Güte und seiner Macht einpflanzt, mit Verheißungen

der Liebe, des Segens und des Schutzes! Ein Trost lag selbst in den bleichen Strahlen des Morgens, aber dann kehrten wieder die traurigen Gedanken, die bittere, nicht zu beantwortende Frage in die Seele Rosa's zurück: „Schaut das Auge Louis de Montigni's, wie das meinige, die Rückkehr des anbrechenden Tages, oder ist es für immer im Grabe geschlossen?“ Und von ihrem Bett aufstehend kniete sie und betete und weinte, bis das wachsende Getöse im Hause ihr anzeigte, daß ihre Unterdrücker wieder zur lebendigen Thätigkeit erwachten und daß sie ihre Seele vorbereiten mußte zum Leiden und zum Widerstand.

Oh, wie ist doch eine der peinlichsten unter den vielen schmerzlichen Aufgaben des Lebens die des Widerstandes! und doch ist es das unaufhörliche Loos der Menschheit! denn die ganze Welt ist ein Schlachtfeld, und auf jedem Punkt — nach Innen und nach Außen, gegen uns selbst und gegen Andere, gegen Umstände, Versuchungen, Sorgen, Kümmernisse, Befürchtungen, Vergnügungen, Erfolge, Triumphe, Eitelkeit, Hoffnung, Stolz, Täuschungen, Widerspruch, Reue und Verzweiflung gegen Menschen und Teufel nichts als Widerstand; und Wer am Ende den Kranz des Sieges davon tragen will, muß in jedem Augenblick des Daseyns gerüstet und wach seyn. Von dem Augenblick an, wo der Fuß Adams zuerst den Garten Eden betrat, bis zu dem Augenblick, wo wir dem Feind gegenüber stehen, hat der Kampf fortgedauert; und glücklich sind die, welche widerstehen!

Aber es ist eine erschöpfende und traurige Aufgabe, besonders für Solche, welche ihre Rüstung zum ersten Mal

anschnallen; und die arme Rosa d'Albret fühlte ihr Herz sinken, als sie sich dazu vorbereitete. Dennoch aber stählte sie der Gedanke an ihren Geliebten, und die Abneigung gegen den Mann, welcher ihn zu beeinträchtigen und zu verderben suchte, zu der Anstrengung, und immer wiederholte sie sich die Worte: „Sie sollen mich nimmermehr dazu bewegen! Meine eigene Stimme müßte die Lüge reden, meine eigne Hand die Thorheit unterzeichnen, mein eignes Herz zum Verräther werden, ehe sie den Sieg davon trügen!“

Auch ihre Kenntniß des Charakters derjenigen, mit welchen sie es zu thun hatte, war ihr nicht wenig förderlich dazu, sich vor allen Listen und Tücken zu hüten. Diese Kenntniß war ihr langsam gekommen, nicht durch Studium oder Forschen, sondern hatte sich tagtäglich in ihr Gemüth gesenkt, so wie Handlung um Handlung und Wort um Wort die Charaktere der Personen in ihrer Umgebung enthüllten.

„Wenn sie Zweifel hegen an de Montigni's Tod,“ argumentirte sie, „so werden sie mich zu dieser verabscheuten Heirath mit Chazeul sofort und unverzüglich drängen; sie werden mir keine Zeit gönnen, — sie versuchen es vielleicht sogar mit Drohungen, Gewaltthätigkeit und Zwang. Wenn sie keine Zweifel haben, werden sie weniger dringend und ungestüm seyn; sie werden mir Zeit lassen zum Ueberlegen, zum Trauern. Aber, guter Himmel, wenn sie es mit der Gewalt versuchen, was soll ich dann thun? — Einerlei, ich will eher sterben! Aber aus ihrem Verfahren werde ich erkennen, ob ihre Angabe wahr oder falsch ist; und wenn ich aus ihrem Drängen schließen darf, daß sie falsch ist, werde

ich aus der Hoffnung Kraft schöpfen, und Muth selbst aus ihrer Grausamkeit. Arme Helene de la Tremblade! Sie können mich nicht zu dem machen, was Du bist! — sie können nicht Selbstanklagen zu all dem hinzufügen, was ich leide, es müßte denn meine eigne Schuld seyn! Hätte ich doch nicht versprochen, nie ihre Geschichte zu erzählen, als bis sie selbst es angemessen finde! Ich könnte, wenn ich es thun dürfte, vielleicht einen Freund finden an dem Einzigen, der mich recht beschützen könnte. Sie wußte nicht, wie große Dienste mir ihre Geschichte jetzt leisten könnte; und ich ahnte nicht entfernt, daß ich würde wünschen können, sie vielmehr zu meiner Rettung als zu ihrem Besten zu erzählen! Aber horch, da sind sprechende Personen in der Nähe! Ich will mich ankleiden lassen, und bereit seyn, sie zu empfangen, wenn sie hieher kommen. Blanchette!" rief sie jetzt laut, „Blanchette!"

Das Mädchen ließ sie einige Male rufen und erschien dann mit einem sauern und mürrischen Gesicht; und Rosa, mit ihrer Toilette fortfahrend, tauschte nur wenige Worte mit einem Geschöpf, das sie nie geliebt und geachtet hatte, und das sie jetzt verachtete.

Als sie ganz angekleidet war, schritt sie gegen die Thüre und sagte: „Ich will auf die Wälle hinausgehen. Bringt mein Zimmer in Ordnung, bis ich wieder zurückkomme."

Aber das Mädchen stellte sich ihr in den Weg und versetzte: „Ihr könnt nicht, Mademoiselle. Es sind gemessene Befehle gegeben, daß Ihr hier bleibt, bis der Graf oder die Marquise kommen, Euch zu holen."

Ein leises unterdrücktes Lachen — ein Lachen des Triumphs über ihre Macht mischte sich in die Worte des Mädchens, welches schwer zu ertragen war; und Rosa fühlte sich zuerst versucht, sich zu widersetzen, und dann zu weinen; aber sie widerstand beiden Versuchungen; und nachdem sie sie eine Minute angestarrt, versetzte sie blos: „Was, also bin ich eine Gefangene, und meine eigne Zofe ist die Kerkermeisterin? Es ist gut; aber es wird fruchtlos seyn. Gebt mir ein Buch, ich will lesen."

Das Mädchen fragte welches Buch, und sie bereitete ihrer Gebieterin die Unlust — und sie wußte wohl, daß es Unlust war — mehr als Einmal sprechen zu müssen, ehe ihr beliebte, sie zu verstehen.

Endlich jedoch ward ein Buch herbeigebracht und die arme Rosa d'Albret, sich in die Nähe des Fensters setzend, bemühte sich mit gleichgültiger Miene zu lesen. Aber ihr Bestreben war umsonst; die Buchstaben schwammen ihr vor den Augen, ihre Seele schweifte ab auf andere Dinge; ihr Auge flog über die Zeilen hin, ohne ihren Sinn zu fassen; und ehe sie mit mehr als zwei oder drei Sätzen fertig geworden war, hörte man Schritte im Vorzimmer, ein Pochen an der Thüre, und bevor sie rufen konnte: „Herein!" trat Madame de Chazeul ein, und ihr folgte Monsieur de Liancourt. Der Kampf, sah sie, sollte jetzt beginnen, und ängstlich nach Athem ringend und mit hohlem Auge starrte sie sie an, als sie sich ihr näherten, außer Stand zu sprechen, obgleich sie sich anstrengte, es zu thun.

„Seyd ruhig, Rosa, seyd ruhig," sagte Monsieur de

Liancourt, seiner Schwester einen Sitz hinstellend und selbst auch einen nehmend. „Ich komme so früh am Morgen zu Euch, weil Madame de Chazeul und Vater Walter mich gestern Abend in Kenntniß setzten, daß Ihr Verdacht hegtet in Betreff der Wahrheit der traurigen Kunde, welche wir gestern Abend erhielten, und ich Euch zu versichern wünsche mit meinem eigenen Munde, daß kein Zweifel ist — daß ich keinen Zweifel hege an der Wahrheit der Thatsache."

Rosa weinte, konnte aber nicht antworten; und nach einer kurzen Pause fuhr der Graf fort: „Natürlich fühle ich tiefe Betrübniß darüber, daß ein solches Schicksal meinen Neffen ereilen mußte; aber ich kann nicht umhin, mich zugleich zu erinnern, daß er in den jüngsten Zeiten nicht gehandelt hat, wie ihm geziemte, und mir nicht die Ehrerbietung und Dankbarkeit bewiesen, die ich von ihm glaube verdient zu haben."

„Oh, Herr!" rief Rosa, schmerzlich die Hand schüttelnd, „tastet nicht das Andenken des Todten an, — eines Mannes, der bereit war, Euch alle Ehrerbietung zu beweisen, obwohl er vielleicht fühlen mochte, daß er getäuscht und übel behandelt worden war. Euch," fuhr sie fort, als sie des Grafen Lippe zucken sah, „Euch maß er es nicht bei, sondern den Rathschlägen Anderer; und Ihr würdet Niemand gefunden haben, der zärtlicher, der bereitwilliger gewesen wäre, auf jede Weise seine Achtung und Neigung an den Tag zu legen."

„Gut, gut!" schrie Madame de Chazeul, „es hilft nichts, über solche Dinge zu streiten. Das ist Alles vorbei.

Die Frage, die uns jetzt beschäftigen muß, betrifft die Gegenwart. Ihr hattet darüber etwas zu sagen, Bruder, glaube ich?"

„Ha, einfach dieß," versetzte der Graf, „daß, da mein Neffe Chazeul jetzt ohne Widerrede mein Erbe, er auch, ohne Widerrede, derjenige ist, der in dem Kontrakt zwischen mir und Monsieur de Marennes bezeichnet wird — als Euer Gatte, Rosa!" setzte er mit langsamem, emphatischem Tone hinzu.

Rosa schaute zu Boden und schwieg, denn ihr Herz pochte so gewaltig, daß sie nicht zu antworten vermochte. Hätte sie jedoch ihr ganzes Benehmen darauf berechnet, sich Einsicht in die Absichten der beiden Personen in ihrem Zimmer zu verschaffen, so hätte nichts zu diesem Zwecke förderlicher seyn können, als dieß Schweigen; denn Madame de Chazeul bemerkte nach einer ganz kurzen Pause: „Es freut mich sehr zu sehen, daß Ihr keine Einwendung macht, denn kein längerer Verzug kann gestattet werden — in der That es ist unmöglich — denn der Herzog von Mayenne fordert das unverzügliche Erscheinen Chazeuls, und Ihr müßt ihn als seine Gattin begleiten!"

„Daß ich keine Einwendung mache!" sagte Rosa.

Aber Madame de Chazeul fiel ihr ins Wort und sagte: „Ja, und es ist gut, daß Ihr es nicht thut, denn es würde doch keinen Erfolg haben. Alles ist entschieden und vorbereitet. Der Kontrakt, wie er früher aufgesetzt wurde, wartet auf Eure Unterschrift, und die Vermählung muß sofort statt haben."

„Er ist nicht todt!“ murmelte Rosa bei sich selbst, und ein plötzlicher Ausdruck der Freude flog über ihr Gesicht, welchen Die, die es sahen, sich ganz nicht zu erklären wußten; und im nächsten Augenblick sagte sie, zu Monsieur de Liancourt sich wendend: „Herr, ich will fragen, ob es passend und anständig ist, am allerersten Tage der Trauer um Euern Neffen, um ihn, dem mein Herz gehörte, und dem meine Hand zugesagt war, mir anzusinnen einen Andern zu heirathen?“

„Dringende Umstände, Rosa,“ antwortete der Graf, „müssen rechtfertigen, was sonst freilich nicht recht wäre. Die Nothwendigkeit von Chazeuls alsbaldiger Abreise zwingt uns zu diesem Verfahren, und ich muß darauf bestehen, daß Ihr Euch nicht widersetzt.“

„Wenn Monsieur de Chazeul abreisen muß,“ sagte Rosa, „so laßt ihn; er kann später zurückkehren, wenn ein verwittwetes Herz sich einigermaßen von der empfangenen Wunde erholt haben mag. Aber man soll nicht sagen, daß Rosa d'Albret ihre Hand einem Andern gegeben, ehe ihre Thränen um den, welchem sie ihre Treue verpfändet hatte, getrocknet waren.“

„Das ist Alles eitel Thorheit,“ schrie Madame de Chazeul; „mein Sohn wird Mittel finden, Eure Thränen zu trocknen, wenn das Alles ist.“

„Er kann sie nur noch bitterer fließen machen,“ versetzte Rosa d'Albret. „Ward je ein so unerhörtes, grausames Ansinnen gemacht? Oh, Herr,“ fuhr sie fort, sich zu dem Grafen wendend, „wollt Ihr, ein Mann von Ehre und

ein Edelmann, ein Mann von Gefühl und von wohlwollendem Herzen, wollt Ihr Euern Beistand leihen zu dem Versuche, mich, an dem Tage, nachdem ich von des armen Louis de Montigni blutigem Tode gehört habe, zu zwingen, einen Mann zu heirathen, gegen den ich nie ein wärmeres Gefühl als Gleichgültigkeit gehegt habe?"

„Gut, Rosa, gut," sagte der Graf aufstehend; „ich will Euch noch einen weitern Tag geben; das ist Alles, was ich gestatten kann, denn ich habe mein Wort verpfändet, daß Ihr vor morgen Mittag de Chazeuls Gattin seyn sollt. Nein, sagt nichts weiter, denn ich will nichts mehr hören. Ergebt Euch inzwischen darein, denn über diesen Punkt steht mein Entschluß fest, und Eure Aufführung, daß Ihr heimlich mein Dach verlassen habt, um alle meine Plane und Wünsche zu Eurem Besten zu durchkreuzen und zu vereiteln, rechtfertigt mich vollkommen, wenn ich mir jetzt unverweilten Gehorsam von Euch erzwinge."

Mit diesen Worten wandte er sich und verließ das Zimmer; Madame de Chazeul aber blieb, ihr armes Opfer anstarrend mit einem bittern und beinahe verächtlichen Blick, der wohl Rosa ein nicht sehr glückliches Leben erwarten lassen mochte, wenn sie mit ihrem Sohne vermählt wäre.

„Was soll das Alles heißen, Mädchen?" rief die Marquise, sobald die Thüre hinter Monsieur de Liancourt sich geschlossen hatte; „Ihr brütet über irgend einer Kriegslist; — Ihr habt mit Eurem Zögern und Verschieben einen Zweck im Sinne."

„Keinen, Madame," antwortete Rosa d'Albret. „Der

einzige Zweck, den ich im Leben haben kann, ist, der Verbindung mit einem Manne zu entgehen, den ich verachte und verabscheue."

„Verachte und verabscheue!" rief Jacqueline de Chazeul, in höhnischem Tone; „bitte, darf ich fragen, wie solche Leidenschaften den Weg in Euer sanftes Herz gefunden haben?"

„Seine eignen Thaten, die mir trotz Eurer Vorsichtsmaßregeln, Madame, zu Ohren gekommen sind," versetzte Rosa, „haben mir diese nie wieder zu entwurzelnden Gefühle eingepflanzt."

„Welche Thaten?" fragte die Marquise finster.

„Unglücklicherweise habe ich versprochen, sie nie zu nennen," antwortete Rosa; „aber Ihr wißt recht wohl, auf was ich anspiele, und Ihr könnt nicht im Zweifel seyn, mit welchen Augen ich Euern Sohn ansehe."

„Ihr müßt sein Weib werden, trotzdem," sagte Madame de Chazeul.

Aber jetzt konnte Rosa es nicht mehr ertragen. „Nie!" rief sie aus; „Nie! komme, was da will, nie werde ich sein Weib werden! Ihr mögt mich vor den Altar schleppen, aber nicht einmal durch Schweigen werde ich eine scheinbare Zustimmung dazu geben. Ich werde das Gelübde verweigern, ich werde den Ring wegwerfen, ich werde Gott zum Zeugen anrufen, daß ich nicht seine Gattin bin. Diese Hand soll nie den Kontrakt unterzeichnen, bis sie im Grabe modert; und wenn der Tod die Folge wäre, so werde ich doch nie zu einer Handlung mich verstehen, die mich zur Seinigen

macht;“ und überwältigt von ihrer eignen Heftigkeit, so wie von den vielen Gemüthsbewegungen in ihrem Busen, brach sie in einen bittern Thränenstrom aus.

Madame de Chazeul starrte sie einen Augenblick an, während ihr ganzes Gesicht zuckte und arbeitete vor Leidenschaft, welche auszudrücken sie keine Worte finden konnte; und dann die Hand gegen sie schüttelnd rief sie in leisem, bitterem Tone: „Ihr müßt!“ und verließ das Zimmer.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als die Marquise de Chazeul aus Rosa's Zimmer sich entfernte, suchte sie nicht sogleich die Gesellschaft ihres Bruders; auch ließ sie nicht sofort ihren Sohn zu sich rufen, noch fragte sie nach dem Priester. Aber wie sie durch das Vorzimmer ging, winkte sie dem Mädchen Blanchette, welche das Zimmer verlassen hatte, als sie und der Graf eingetreten waren, und indem sie ihr ein Zeichen gab, ihr zu folgen, schritt sie voran ihren eigenen Gemächern zu. Dort angekommen, setzte sie sich dem Spiegel gegenüber nieder, und blieb einige Minuten in tiefen Gedanken sitzen. Sie war, wie wir sie schon geschildert, heimtückisch und rachsüchtig, aber daneben auch ehrsüchtig und habgierig. Auch war sie nicht minder beharrlich und entschlossen, als listig und scharfsichtig. Keine Schwierigkeiten schreckten sie zurück, keine Hindernisse waren in ihren Augen unübersteiglich, keine Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke waren ihr zu

schlecht und zu verwerflich. Wahre Religiosität besaß sie gar keine, obwohl nicht wenig Bigotterie, so sonderbar eine solche Combination erscheinen mag; und, wie in jenen Zeiten bei Vielen außer ihr vorkam, sie konnte oft sogar die Allmacht verhöhnen und die Rache des Himmels spottend herausfordern, und ebenso oft auch wieder der Buße und der härtesten Ascese mit aller Strenge einer Heiligen sich unterwerfen. Aber die Buße ging nie so weit, daß sie ihr Einhalt gethan hätte auf der Bahn, die sie sich einmal erkoren. Sie konnte ihre Triebe und Begierden bezähmen und ertödten, aber sie gab nie ihre Anschläge auf; und obschon ihre förmliche Beobachtung der Vorschriften ihrer Kirche von einer Art abergläubischer Scheue und Furcht zeugen mochte, war doch die einzige Furcht, welche bei ihrem Verkehr mit der Welt und in all ihrem Thun und Treiben einen Einfluß auf sie zu haben schien, die Furcht vor dem Fehlschlagen ihrer Plane.

Diese Besorgniß war es auch, die sie jetzt anwandelte und quälte; aber wie dieß immer bei ihr der Fall war, die einzige Wirkung hievon waren neue Anstrengungen, um ihre Zwecke zu erreichen, Entwicklung größerer Kraft um die ihr im Wege liegenden Hindernisse zu überwinden. Die hohe und feste Entschlossenheit, welche Rosa d'Albret an den Tag legte, wäre in ihren Augen wie nichts gewesen, hätte sie allein über ihres Bruders unglückliche Mündel zu verfügen und zu befehlen gehabt. Ihre Erklärungen würde sie höhnisch verlacht, und ihre Vorstellungen gar nicht angehört haben. Jahre lang hatte sie Rosa als ein Geschöpf

betrachtet, das nur ihren Absichten dienstbar gemacht werden müsse, als das Siegel für die Akte, welche die Güter von Liancourt und Marennes auf das Haus Chazeul übertragen sollte, und sie sah selbst einen Ausdruck der Abneigung schon als einen kecken Frevel an. Aber sie fürchtete den Eindruck von Rosa's Festigkeit auf ihren Bruder; sie wußte, daß er schwach und unentschlossen war, leicht zu lenken und zu beherrschen von Personen von festerem Charakter als der seinige, zu Zeiten und stoßweise heftig und hastig, aber leicht erschreckt und eingeschüchtert durch Widerstand; und sie zweifelte sehr, falls Rosa standhaft bei ihrem Entschlusse blieb, sich weigerte an den Altar zu treten oder den Contrakt zu unterzeichnen, ob Monsieur de Liancourt Gewalt brauchen würde um sie zu zwingen, oder ihren Widerstand nicht beachten, und die Heirath trotz ihrer Protestation für gültig erklären. Es war kein Anschlag, wenn auch noch so schwarz und verbrecherisch, den sie nicht entworfen haben würde, um den Widerstand der Mündel ihres Bruders zu beseitigen; kein Mittel, das sie nicht angewendet haben würde, um, wie sie selbst sich ausdrückte, die Heirath mit Chazeul für ihre Ehre nothwendig zu machen. Aber sie besorgte, durchkreuzt und gehemmt zu werden, wenn sie einen zu kecken Anschlag versuchte, obgleich derjenige, welcher sich ihrem Geist einmal dargeboten hatte, nur zu erfolgreich durchgeführt worden war in einem andern edeln Hause in Frankreich, wo die empörendste Gewaltthätigkeit angewendet worden war, um einen dem ihrigen ähnlichen Zweck durchzusetzen.

Aber, obwohl kräftigen und entschiedenen Maßregeln nicht abgeneigt, war Madame de Chazeul doch immer bereit, schlaue und schleichende Mittel anzuwenden: und sie sah keine Möglichkeit, sich den Erfolg zu sichern, außer durch Befolgung des Planes, den sie ihrem Sohne angedeutet hatte; und jetzt, wie sie da saß, alle Umstände in ihrer Seele hin und her bewegend, machte sie sich eifrig daran, die verschiednen Theile ihres Planes so genau in einander zu fügen und zu passen, daß kein Mangel und Fehler ihn bei der Ausführung vereitle. Mittlerweile stand Blanchette vor ihr, jetzt die Augen in angenommener Bescheidenheit und Schüchternheit zur Erde heftend, jetzt sie wieder mit einem verstohlenen Blick gegen das Angesicht der Marquise erhebend, und bemüht, obwohl vergeblich, auf diesem dunkeln und verworrenen Blatt zu lesen, was in dem noch dunkleren und verworreneren Herzen vorging.

Endlich begann Madame de Chazeul zu sprechen, in einem so ruhigen und gefaßten Tone, als ob keine zornige Leidenschaft in ihrem Busen weilte, und sagte: „Wie hat Mademoiselle d'Albret die Nacht zugebracht, Blanchette? Sie scheint diesen Morgen erschöpft und verstört."

„Ich weiß nicht, Madame," antwortete Blanchette. „Sie schickte mich ganz mürrisch von sich fort, und ich habe sie bis diesen Morgen nicht wieder gesehen. Und auch da war sie mürrisch genug, Madame," fuhr das Mädchen fort, „zumal als ich ihr sagte, sie dürfe das Zimmer nicht verlassen, bis Jemand sie abhole."

„Und Wer hieß Euch das thun?" rief die Marquise

mit einer Miene der Ueberraschung; „Wer hieß Euch das thun, frage ich?“

„Nun, Ihr selbst, Madame, befahlet mir, sie jeden Augenblick scharf zu bewachen,“ antwortete Blanchette, „und ebenso der Graf; und wie sollte ich sie bewachen, wenn sie aus ihrem Zimmer hinaus und im ganzen Schloß herum ging?“

„Ihr seyd unverschämt, Mädchen!“ schrie Madame de Chazeul, „und so, durch Eure anmaßliche Unverschämtheit reizt Ihr das Gemüth der Mademoiselle d'Albret gegen ihre Freunde auf. Ihr hättet sie bewachen sollen, als bewachtet Ihr sie nicht; Ihr hättet meinen Bruder oder mich in Kenntniß setzen sollen, wenn sie aus ihrem Zimmer ging, aber nicht Euch herausnehmen sollen, selbst ihre Kerkermeisterin zu machen. Was seyd Ihr, daß Ihr Euch erfrecht, einem solchen Fräulein zu gebieten, ob sie aus ihrem Zimmer gehen dürfe oder nicht?“

Das Mädchen antwortete nicht, erröthete aber heftig, biß sich in die Lippe und schaute zu Boden, allem Anschein nach mit sehr wenig Ergebung den Tadel hinnehmend, den sie vermuthlich um so bitterer empfand, als sie sich wohl bewußt gewesen war, die ihr gegebenen Befehle überschritten zu haben, in dem Augenblick selbst, wo sie sich so gegen Rosa benommen, um ihrer eignen boshaften Natur eine Befriedigung zu verschaffen.

„Nun,“ fuhr Madame de Chazeul fort, sich rasch wieder fassend, und sich erinnernd, daß sie der Dienste des Mädchens noch benöthigt seyn könnte, „ich will gern glauben,

daß Ihr nicht absichtlich gefehlt habt; aber merkt es Euch, thut dergleichen nicht mehr. Ihr mögt Mademoiselle d'Albret scharf bewachen, so lang sie in ihrem Zimmer ist; und wenn sie es verläßt, meldet es augenblicklich dem Monsieur de Liancourt oder kommt zu mir. Es scheint," setzte sie in gleichgültigem Tone hinzu, „daß Monsieur de Chazeul die einzige Persou ist, die sie zu sehen geneigt ist. Ich werde sie daher nicht mehr stören. Wenn er kommt, so laßt Ihr ihn natürlich ein, da die Trauung morgen stattfinden wird, aber sonst Niemand — ausgenommen natürlich Vater Walter de la Tremblade," fuhr sie nach augenblicklichem Besinnen fort — „Monsieur de Chazeul natürlich, wann immer er kommen mag, aber sonst Niemand; — und vergeßt es nicht, Blanchette, haltet Alles bereit, um morgen Mittag abzureisen, für Eure Gebieterin und für Euch selbst, denn Ihr müßt Alle morgen Nacht zu Chartres schlafen, und am folgenden Tage weiter nach Paris."

Es gibt eine Art von stumpfen, schwerfällig aussehenden Personen unter den verschiedenen Gattungen menschlicher Wesen, von welchen der Witz und die Scharfsichtigkeit der schlauen und ränkevollen Charaktere häufiger vollkommen hintergangen und überlistet wird, als selbst von den Politischen und Verschlagenen. Die Miene kalter, gleichgültiger Stumpfheit, die denselben natürlich ist, erweckt von selbst die Vorstellung von einem trägen und nicht leicht erregbaren Geist, und von einem dumpfen, unenergischen Gemüth, unfähig starker Gefühle, ausgenommen die auf die Sinnlichkeit sich beziehenden, welche nicht selten die

durchdringendsten Augen täuscht. Die Oberfläche nimmt sich so ganz so aus, als ob nichts darunter sey, daß wir uns selten die Mühe nehmen, uns zu vergewissern von der Tiefe und Stärke der Strömungen, welche unter derselben sich hinziehen mögen.

Dieß war auch der Charakter der Zofe Blanchette. Sie verrieth durch kein Anzeichen, daß sie durch den Tadel der Madame de Chazeul beleidigt sey, außer durch ihr augenblickliches lebhaftes Erröthen; und die Dame bildete sich ein, sie habe alle Spuren ihrer herben Worte verwischt dadurch, daß sie ihr Hoffnung gemacht, Rosa nach Paris begleiten zu dürfen. Aber dem war nicht so. Blanchette war immer empfindlich und mißvergnügt über jeden Tadel, selbst als sie noch, als niedrige Dienerin, keine Ansprüche zu machen hatte, als für Dienste, die von hundert Andern so gut wie von ihr geleistet werden konnten; aber nachdem sie eine in ihren eignen Augen sehr wichtige Person geworden, weil ihr ein Auftrag anvertraut war, den Niemand als sie erfüllen konnte, fühlte sie sich empört und entrüstet über den leisesten Tadel, und der der Madame de Chazeul war weder sehr mild, der Art der Ertheilung und dem Benehmen nach, noch sehr gemäßigt in den Ausdrücken gewesen. Sie machte daher nur eine tiefe Verbeugung, ohne irgend eine Antwort zu geben, während die Marquise sprach, als wenn ihr Bischen Witz eifrig mit andern Gegenständen beschäftigt, und sie bereit wäre, alle ihr ertheilten Befehle ohne Bedenken und Zögern zu empfangen und zu vollziehen. Aber eine solche Handlungsweise lag ganz außer ihrer Absicht; tiefe,

zornige Leidenschaft war in der Tiefe ihres Herzens; und sie nahm sich vor, wenn das Glück ihr günstig sey, durch die That, wenn auch nicht dem Schein nach, die bittern Worte der Marquise zu vergelten, ohne ihre eignen Aussichten auf Vorwärtskommen zu zerstören. So hörte sie sie denn bis zu Ende an, ohne ein Wort zu erwiedern, sondern nur von Zeit zu Zeit knixend, bis sie endlich, als die Dame schloß, versetzte: „Ich will für Alles Sorge tragen, Madame! Alles soll ganz bereit seyn!"

„Ja, tragt dafür Sorge," versetzte Madame de Chazeul. „Und jetzt, Blanchette, schickt Monsieur de Chazeul zu mir, wenn Ihr ihn finden könnt."

Das Mädchen entfernte sich, und Madame de Chazeul blieb allein, in ihrem Gemüth erwägend, welche Schritte nun zunächst zu thun seyen. „Ja," sagte sie, „wir können dem Priester trauen — aber nicht zu weit! Rosa wird ihm, Dank ihrem Versprechen! nichts sagen. Mich wundert, wie sie irgend etwas erfahren hat, das sie weiter erzählen könnte. — Ein Brief von Helene, ohne Zweifel; oder vielleicht hat sich auch das Mädchen Freunde gewonnen im Lager des Bearners; vielleicht hat sie einen neuen Buhlen in ihr Netz bekommen. — Ich war thöricht, so hart mit ihr zu verfahren. Was war es denn für mich, wenn sie Lust hatte, die Buhlerin des Knaben zu spielen? Meine Furcht, sie möchte die Heirath vereiteln, trieb mich zu weit. — Ja, wir können dem Priester trauen. Ich habe die Thore des Schlosses zu scharf bewachen lassen, als daß irgend Jemand ihm hätte Zeitungen bringen können, ohne daß ich es er-

fahren hätte. — Wir müssen ihm trauen, das ist das Schlimmste — obgleich ich glaube, er würde weiter gehen, auch wenn er Alles wüßte. Aber sein Zimmer ist zu nahe, als daß wir ihn nicht in unsere Plane einweihen müßten. — Diese Priester sind nur Spione, die uns in unsern eignen Schlössern beobachten. Mich wundert, daß wir sie nur dulden. Aber sie sind doch auch nützlich, wenn sie Lust haben, uns Dienste zu leisten. — Sein Eifer für die Ligue wird ihn treu erhalten."

Dieß war ein Theil der halb gemurmelten, halb stummen Gedanken Jacquelinens de Chazeul, wie sie ihren Sohn erwartend da saß; aber er ließ sie nicht lange harren, denn er war verlangend, das Ergebniß ihrer Unterredung mit Rosa d'Albret zu vernehmen; und sobald er erschien, grüßte ihn die Marquise mit heiterer Miene und fragte: „Nun, Chazeul, habt Ihr Euern Oheim gesehen?"

„Nein!" antwortete er. „Er ist nicht in die Halle gekommen. Was sind Eure Neuigkeiten? Was spricht die kleine Gefangene?"

„Hievon nachher," antwortete die Marquise. „Erstlich, die Trauung soll morgen Mittag seyn. Hiefür hat Euer Oheim sein Wort verpfändet, und wir müssen sorgen, daß er es hält; denn wenn dieß halsstarrige Mädchen noch weiter Widerstand leisten sollte, könnte er wankend gemacht werden. Jetzt sagt mir, Chazeul, wann fing ihr Benehmen gegen Euch an, kalt zu werden?"

„Es war nie sehr warm," sagte Chazeul; „aber seit den letzten zehn Tagen ist es ganz eisig."

„Dann ist es so!“ versetzte seine Mutter, wie mit sich selbst sprechend; „diese Eiseskälte läßt mich glauben, daß sie Euch eher mehr als weniger liebt.“

„Kommt, gute Mutter, keine Räthsel,“ rief Chazeul; „wir haben keine Zeit sie aufzulösen, auch bin ich kein Oedipus. Was ist es, das Ihr meint?“

„Ich meine, Eifersucht habe einigen Theil an dieser Geschichte,“ antwortete die Marquise. „Sie hat Eure Thorheit mit Helene de la Tremblade erfahren. — Helene hat ihr geschrieben, oder ihr davon erzählt; denn sie hat sie ungefähr um diese Zeit gesehen.“

„Ich glaube das nicht,“ versetzte Chazeul. „Ich glaube es nicht im mindesten;“ und die Hand an die Stirne legend, sann er einen Augenblick nach und murmelte: „Nein, nein, sie würde nimmermehr —“

„Aber sie hat, thörichter Knabe!“ schrie Madame de Chazeul. „Ich weiß, sie hat, aus dem was dieß starrköpfige Mädchen so eben gesagt hat. Jetzt merkt wohl auf, Chazeul, wenn Ihr Euch von mir in Allem wollt leiten lassen, so werdet Ihr Euern Zweck erreichen, Rosa d'Albret heirathen, und Einer der reichsten Männer in Frankreich werden — ja, Keinem an Reichthum und Macht nachstehen als den Prinzen von Geblüt. Aber wenn Ihr das nicht wollt, werdet Ihr sie verlieren, und mit ihr nicht blos ihre Güter, sondern auch all den Reichthum, den sie angehäuft hat, seit sie zuerst als ein Kind hieher gekommen ist.“

„Oh, meine gute Mutter, ich bin ganz bereit, Eurer Politik mich zu unterwerfen und zu folgen,“ versetzte ihr

Sohn. „Niemand ist so geschickt als eine Frau um eine Frau zu behandeln. Aber laßt mich erst hören, was sie gesagt hat. Glaubt sie, daß de Montigni todt ist?“

„Ja, sie glaubt es,“ antwortete die Marquise. „Euer Oheim hat sie davon überzeugt.“

„Dann ist sie die Meinige gemäß dem Contrakt,“ sagte Chazeul. „Was hat sie dazu gesagt?“

„Ha, zuerst schien sie Zeit gewinnen zu wollen,“ antwortete seine Mutter; „nachher aber, als Euer Oheim fort war, betheuerte sie mit Heftigkeit, sie wolle Euch nie heirathen. — Ich sehe deßhalb den Fall nicht ungünstiger an, da dieß ein Gelübde ist, welches manches Weib thut und dann bricht; aber Eile thut in diesem Falle noth, und ihr Sinn muß vor morgen Mittag gebrochen werden, sonst dürften wir Nachrichten erhalten, welche Alles, was wir bis jetzt gethan haben, über den Haufen werfen könnten. — De Montigni könnte am Ende doch auch nicht todt — er könnte nur verwundet seyn — er könnte wieder genesen. — Was sollten wir dann thun? Nein, wir dürfen keine Zeit verlieren!“

„Gut, gut, aber Euer Plan?“ sagte Chazeul. „Es scheint, daß meine kleinen Sünden ausgelöscht, des Fräuleins Gunst gewonnen, ihr unbotmäßiger Geist gebrochen und geschmeidig gemacht werden soll, Alles binnen vierundzwanzig Stunden!“

„Und das ist möglich,“ antwortete Madame de Chazeul. „Fürs Erste also müssen wir vor den Augen aller Welt den Schein zu erwecken suchen, als gewännet Ihr

wieder ihre Gunst. Man muß Euch bei einander sehen. Ihr müßt mit ihr Zwiesprache halten und in ihre Geheimnisse, in ihr Vertrauen eingeweiht erscheinen."

„Das ist für mich, wie wenn ich den Mond herunter ziehen sollte," rief Chazeul, „oder die Thore des Schlosses auf meinem Rücken forttragen, wie Simson. Wie soll ich das Alles thun? Wenn sie mir ihr Gehör verweigert, mir ihre Gegenwart entzieht, in ihrem Zimmer bleibt, und die Stirne runzelt oder weint, wenn wir uns begegnen?"

„Wird es Euch so viel kosten, Euch ein wenig zu verstellen?" fragte seine Mutter.

„Vielleicht nicht," antwortete Chazeul; „aber was dann? Führt mich auf die Fährte, so will ich ihr folgen so gut als Einer; aber ich sehe nicht ab, was ich heucheln soll."

„Verschiedene Dinge," antwortete die Marquise. „Erstlich freundliche Zärtlichkeit gegen sie, Kummer über ihren Kummer, Mitgefühl mit ihrem Jammer, ängstliche Geflissenheit ihn zu mildern und zu erleichtern. Ihr könnt sogar Euch die Miene geben, als ginget Ihr ein auf ihre Wünsche, die Sache hinaus zu schieben, Euch stellen, als möchtet Ihr sie nicht gern drängen, ihr versprechen, mit Monsieur de Liancourt und mit mir über die Angelegenheit zu sprechen, und ihr die Hoffnung vorhalten, unsere Einwilligung dazu zu erlangen, daß Ihr für einige Zeit zum Heere abgehet, und erst nach Verfluß von einigen Monäten wieder kommet."

„Aber wenn sie so wüthend gegen mich ist," sagte

Chazeul, „und wenn sie das, was Ihr behauptet, wirklich entdeckt hat, wird sie dann das Alles anhören?“

„Ja, aber das muß Einer der ersten Punkte seyn, den Ihr glatt und eben macht,“ versetzte die Marquise, „ein Hinderniß, das Ihr sogleich wegräumen müßt. Ihr müßt ein reuiger Sünder seyn, Chazeul; müßt ein unbestimmtes Bekenntniß vielfacher Fehler ablegen; müßt das Verlangen an den Tag legen, sie zu sühnen, wenn die Umstände es gestatten; und wenn Ihr eine Thräne in Euer Auge zwingen könnt, um so besser!“

„Ich verstehe, ich verstehe!“ erwiederte Chazeul lachend. „Die Thräne, fürchte ich, werde ich nicht zuwege bringen können; aber zu allem Uebrigen mache ich mich anheischig. Ich sehe jetzt meinen Weg deutlich vor mir, aber nicht, wohin er führt, meine liebe Mutter. Was soll das Ergebniß von dem Allem seyn? Wenn ich sie beredet habe, daß ich ein reuiger Sünder und das unterwürfigste Geschöpf ihres Willens sey — wenn ich mich mit ihr gezeigt habe, ihr ins Ohr flüsternd, oder in zärtlicher Melancholie Arm in Arm mit ihr auf den Wällen herumspazierend, was soll dann weiter geschehen?“

„Ha, was ich früher schon gesagt habe,“ versetzte die Marquise. „Sucht ihr Zimmer bei Nacht auf; laßt etwas dort zurück, zum Zeichen daß Ihr da gewesen. Ich will Leute aufstellen, welche Zeugen davon seyn sollen, daß Ihr hinein und herausgegangen. Das Mädchen Blanchette muß man dahin bringen, daß sie beschwört, es sey mit ihrer Gebieterin Wunsch und Willen geschehen. Ich will sie recht

unterweisen und einschulen. Dann morgen in der Frühe will ich unsere schöne Schuldige besuchen, sie mit Vorwürfen überhäufen, ihr erzählen, welche Gerüchte alle mir zu Ohren gekommen von ihrem Leichtsinn und ihrer Leichtfertigkeit, wenn es noth thut die Zeugen herbeibringen, und ihr darthun, daß um Eurer, um ihrer und Eures Oheims Ehre willen die Trauung ohne Verzug stattfinden müsse. Dann werden wir auf keinen Widerstand mehr stoßen, Chazeul; und wenn auch, so wird die so bewiesene Erzählung meinen Bruder in seinem Vorsatze bestärken, sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen; denn wir müssen unseren Plan vor Liancourt geheim halten wie das Grab; und wenn er Euch den Tag über viel bei einander sieht — wenn Ihr einen plötzlichen Wechsel in ihrem Benehmen gegen Euch zu bewirken wißt, wird er leicht getäuscht werden."

Chazeul sann nach, und sagte dann: „ich will mich augenblicklich ans Werk machen. Aber ich wünschte, jetzt einen guten Vorwand zu haben, um zu ihr gehen zu können, etwas das ihr mein Kommen minder unerwünscht machte. Sie war nicht in der Halle, und verläßt vielleicht ihr Zimmer gar nicht."

„Geht zu ihr, geht zu ihr!" rief die Marquise. „Sie ist nicht in der Halle, und sie wird auch nicht kommen, wenn Ihr sie nicht dahin bringt. Es trifft sich glücklich, daß Blanchette, den erhaltenen Befehl mißverstehend, sich diesen Morgen zu ihrer Kerkermeisterin gemacht und den Vogel im Käfig eingeschlossen gehalten hat. Ihr könnt gehen und ihre Gefängnißthüren öffnen. Sagt ihr, wie es Euch

betrübt habe zu hören, daß eine solche Grausamkeit gegen sie verübt worden; erklärt, Ihr werdet es nie dulden; werft alle Schuld auf mich und Euren Oheim; schildert uns als so roh und streng als Ihr wollt, und zeigt ihr, daß sie frei ist, indem Ihr sie heraus führt. — Ihr könnt Euch über die Sache so weitläuftig auslassen, als Ihr wollt; und nachdem Ihr jetzt den Schlüssel und den Faden zu Allem habt, muß Euch Euer eigener Witz und Eure Kenntniß der Weiber Eure Rolle aufs feinste spielen lehren. — Was mich betrifft," fuhr sie fort, „ich muß zuerst gehen und meines alten Bruders Michael Leichnam mit Weihwasser besprützen. Ich kann nicht weniger für ihn thun, nach all den süßen Worten, die er mir sein Leben lang gegeben; und dann will ich mit dem Priester sprechen, und ihn in unsere Plane einweihen, so weit es nöthig ist."

„Ist es nicht gefährlich?" fragte Chazeul. „Ich fürchte diesen Mann mehr als jeden Andern. So ruhig und gleichmüthig und ernst er von der Außenseite erscheint — dennoch, wenn ich je einen Menschen voll starker Leidenschaft und lebhaftem Feuer im Innern gesehen habe, so ist er es; und wenn er etwas von dem Handel mit Helene hört, so wird er sterben, oder unseren Anschlag vereiteln."

„Er soll nichts davon hören, bis Alles ins Werk gesetzt ist." versetzte die Marquise. „Ich will dafür sorgen. Da ist kein Brief und kein Zettel, sey es auch von dem hübschen Weib eines kranken Pächters, welche Trost verlangt von einem wohlwollenden Beichtvater, die nicht mir gebracht würden, ehe sie in seine Hände kommen. Es hat mich mehr

goldene Kronen gekostet, Chazeul, seit ich einen Fuß in dieß Schloß gesetzt habe, mir gute Freunde auf der Warte zu gewinnen, als der Haushalt eines Prinzen in einem halben Jahr erfordern würde. Indessen, er muß theilweise unsere Plane wissen, damit er sie nicht entdeckt, ohne daß man ihm davon gesagt hat. Seine Zustimmung, einmal gegeben, bindet ihn unwiderruflich an unser Verfahren, so überlaßt das nur mir und geht Ihr an Eure Aufgabe."

Ohne sich aufzuhalten, um seiner Mutter für all ihre Sorgfalt zu danken, eilte Chazeul fort nach den Gemächern Rosa's d'Albret. An der Thür des Vorzimmers jedoch blieb er einen Augenblick stehen, um sein Verfahren zu erwägen, und trat dann mit raschen Schritten ein, in lautem und hastigem Tone fragend, sobald er Blanchetten sah: „Kann ich mit Eurer Gebieterin sprechen?"

„Oh, ja, Herr," rief das Mädchen mit einem tiefen Knix und einem süßen Lächeln; „Ihr sollt jederzeit eingelassen werden."

Sie öffnete die Thüre und schaute hinein; und als sie Rosa traurig zum Fenster hinausstarren sah, riß sie sie weiter auf und rief, ohne zu fragen, ob ihre Gebieterin den Besuch annehmen wolle oder nicht: „Monsieur de Chazeul, Mademoiselle!"

Rosa warf einen raschen und entrüsteten Blick nach der Thüre, und dann, ihr Haupt neigend, fragte sie: „Was ist Euer Belieben, Herr? — Dieser Besuch ist weder von mir erwartet, noch gewünscht worden."

„Ich weiß das wohl, Rosa," versetzte er, einen milden

und zärtlichen Ton annehmend, bei welchem seine Stimme einigermaßen wie die de Montigni's klang, und in Rosa's Brust Erinnerungen weckte, welche für ihn eben nicht die günstigsten waren; „aber ich habe so eben etwas gehört, was mich nicht ruhig und gleichgültig bleiben ließ. — Schließt die Thüre, Blanchette," fuhr er fort, sich zu dem Mädchen wendend und in strengerem Tone sprechend.

„Ich erfahre von meiner Mutter mit Schaam und Verdruß, Mademoiselle d'Albret," fuhr er in traurigem Tone fort, „daß man Euch hier wie eine Gefangene hält; und ich werde so etwas nicht einen Augenblick dulden; denn obgleich es nicht auf meine Veranlassung geschieht, geschieht es doch meinethalb. Freunde von wenig Einsicht und Beurtheilung haben mir schon gegenüber von Euch genug Verdruß und Schaden bereitet. Das soll jetzt nicht mehr geschehen. Ich will jetzt für mich selbst handeln, und versuchen, was Großmuth und Freundlichkeit, welche ich mich immer bemühen wollte an den Tag zu legen, wenn man mir es nur hätte gestatten wollen, über ein Herz vermögen, das, wie ich überzeugt bin, durch Härte und Strenge sich nicht beherrschen und meistern läßt."

Rosa war überrascht, aber darum doch nicht getäuscht; denn sie verglich sogleich diesen neu angenommenen Ton gegen sie mit allem Vorhergegangenen, was so wenig dazu stimmte. Sie erinnerte sich auch an Helene de la Tremblade und das, was sie von ihr gehört hatte; und der natürliche Schluß ergab sich hieraus: daß dieß nur eine List sey. „Ich danke Euch, Herr," sagte sie, „und ich hoffe,

Eure Handlungen werden Eure Worte bestätigen. Aber was soll ich aus dem entnehmen, was Ihr da sagt in Betreff meiner Gefangenschaft? Denn ich bin in der That nicht besser daran als eine Gefangene."

„Die ist zu Ende," antwortete Chazeul. „Ich habe meiner Mutter augenblicklich erklärt, daß ich das nicht dulden würde; und wenn man darauf bestände, würde ich das Schloß verlassen, und damit alle ihre Wünsche, mein eigenes Glück — ja, und meine theuersten Hoffnungen zerstören."

„Hoffnungen, Herr!" sagte Rosa, „Hoffnungen? — Nun, ich darf nicht undankbar seyn, und ich danke Euch für diese Handlung wenigstens. Darf ich also jetzt annehmen, daß ich Freiheit habe, mein Zimmer zu verlassen? Muß ich mich nicht mehr von meinem eigenen Dienstmädchen als Kerkermeisterin einschließen lassen?"

„Ihr seyd frei wie die Luft," versetzte Chazeul. „Kommt jetzt gleich in diesem Augenblick und versucht es; und laßt mich denjenigen sehen, der es wagt, Euch daran zu hindern. Aber ehe wir gehen," fuhr er fort in demselben weichen Tone, worin er zuerst gesprochen, „verzeiht mir, wenn ich nur einen Augenblick einige Bemerkungen mache über ein Wort, das Ihr so eben ausgesprochen, oder vielmehr über die Art, wie Ihr dieß Wort ausgesprochen habt. Ich meine das Wort: Hoffnungen! Ihr scheint zu glauben, daß ich nicht wirklich hoffe Euch zu gewinnen; oder vielleicht meint Ihr, daß diese Hoffnungen mehr Eurem Vermögen, als Eurer Person gelten."

„Wie kann ich anders denken?“ fragte Rosa, ihre schönen Augen auf ihn heftend. „Ist nichts in Eurem Herzen, Monsieur de Chazeul, was Euch sagt, daß es so ist?“

„Nein, bei meinem Leben!“ antwortete er; „aber ich weiß, was Ihr meint, und ich will zugeben, daß Ihr guten Grund gehabt habt, so zu urtheilen, wie Ihr thut. Ich bin ehrgeizig, Rosa d'Albret, und Reichthum ist für mich etwas Wichtiges, als das Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes. Aber es können auch andere Gefühle außer diesem in meinem Herzen seyn, und sie sind darin.“

„Ich zweifle nicht daran,“ versetzte das Fräulein, „aber woran ich zweifle, Herr, ist das, ob diese Gefühle je mir gewidmet gewesen sind. Vielleicht hege ich auch überdieß Zweifel,“ setzte sie in langsamem und nachdrücklichem Tone hinzu, „ob nicht Monsieur de Chazeul geneigt seyn dürfte, die zärteren und besseren Gefühle und Neigungen seines Herzens auf dem Altar des Alles verschlingenden Gottes — des Ehrgeizes — zu opfern.“

„Das ist es, was ich meinte,“ erwiederte Chazeul; „hierüber wünsche ich zu sprechen. Ich weiß, Ihr glaubt, ich liebe Euch nicht, ich habe Euch nicht geliebt, habe Andere geliebt, und —“

„Nein, nein!“ rief Rosa, die Hand schüttelnd, „geht nicht auf derlei Dinge ein, Herr. Ich kann, ich darf das nicht anhören.“

„Ihr sollt nichts anhören, was Euch verletzen könnte,“ versetzte Chazeul ruhig. „Aber die einfache Gerechtigkeit

fordert, daß Ihr ein oder ein Paar Worte zu meiner Vertheidigung anhört, so wie Ihr ohne Zweifel Beschuldigungen gegen mich angehört habt. Ich will nicht sagen, daß Ihr mich entschuldigen werdet, selbst wenn ich Euch Alles genau erzählen könnte, wie es sich zutrug, was ich nicht thun kann, nicht thun darf. Ihr würdet mich immer noch schuldig, sehr schuldig finden, ich erkenne es an. Ich spreche mich selbst in meinem Innern nicht frei; ich habe Unrecht gethan, großes Unrecht gethan; und manchmal, wenn Ihr mich ernst und nachdenklich gesehen habt, war es, wenn ich darüber nachsann, wie ich es gut machen und sühnen könne. Ja," fuhr er fort, als er einen zweifelhaften Ausdruck Rosa's Angesicht überziehen sah, „und manchmal, wenn ich am lustigsten und leichtsinnigsten, wenn ich eitel und herzlos schien, war das nur ein Mantel gleichsam, um vor mir selbst und Andern das bittere Gefühl im Innern zu verbergen."

„Aber wie leicht —" sagte Rosa, „wie leicht ist es, gut zu machen und zu sühnen! Wie leicht, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!"

„Nicht so leicht als Ihr Euch einbildet," antwortete Chazeul; „denn, in Wahrheit, es war unmöglich. Ich suche nicht, bedenkt das immer, ich suche nicht mich von Schuld freizusprechen; keineswegs. Ich anerkenne, daß ich schuldig bin; aber einige Milderung mag in vielerlei Umständen gefunden werden; in der Erziehung an einem zügellosen Hofe, in den Sitten und Gewohnheiten der Zeit, in der Aufführung Anderer, in Versuchungen, mit welchen

ich Euer Ohr nicht beleidigen will. Dennoch habe ich Euch geliebt, und Euch innig geliebt; aber ich sehe, die bloße Erwähnung hievon beleidigt Euch, und daher will ich über diesen Punkt nichts mehr sagen. Ich habe meinem Herzen Luft gemacht und das ist genug. Beurtheilt mich wie Ihr wollt; hart und streng, wenn Ihr so gestimmt seyd; aber doch muß mir in Eurer Meinung mein freies Geständniß der Schuld zu Gute kommen, und das ist schon etwas gewonnen."

Chazeul wußte recht gut sich zu verstellen; es lag eine Aufrichtigkeit, eine Geradheit in seinem Tone, die, trotz Allem was Rosa gesehen und erfahren hatte, nothwendig ihr einen Zweifel beibringen mußte hinsichtlich der Unaufrichtigkeit, die sie ihm bisher immer beigemessen hatte. Sie konnte nicht umhin, ihn zu tadeln, zu verdammen, ihn widerwärtig zu finden; aber doch waren ihre Gefühle gegen ihn gemildert. Es schien doch etwas Gutes unter dem Schlimmen hervorzuleuchten — etwas was einigermaßen das Unrecht gut machte, etwas das die dunkleren Seiten seines Charakters ermäßigte. Ein Grund vielleicht, warum Frauen so oft dazu kommen, Männer zu lieben, deren ganze Handlungsweise sie verwerfen müssen, ist der, daß sie, in Folge einzelner Blitze höherer Eigenschaften, dahin gebracht werden, mittelst des leichten und raschen Prozesses der Reue, diejenigen zu bemitleiden, die sich der ungezügelten Leidenschaft ergeben, mehr als Sklaven denn als freie Priester. Nicht als ob Rosa d'Albret ihn je hätte lieben können. Es lag ein angeborner Widerwille in ihrem Wesen gegen das

seinige, welcher schlummern mochte, so lang keine äußere Umstände ihr zur wirklichen Bethätigung riefen, aber der, einmal erweckt, nothwendig auf ihrer Seite als Abscheu ausbrechen mußte. Sie konnte gleichgültig gegen ihn seyn, sie konnte ihn hassen, je nachdem ihre Stellung zu einander sie in nähere oder entferntere Berührung mit einander brachte; aber sie konnte nie etwas wie Liebe für ihn fühlen. Aber doch war er der Erste, der Einzige, der seit ihrer Rückkehr in das Schloß auch nur mild und sanft mit ihr gesprochen hatte; und die Augenblicke der Gefahr und Bedrängniß haben etwas an sich, was die schwächere Hälfte des menschlichen Geschlechts drängt, sich bis auf einen gewissen Grad an Alles anzuklammern, was ihnen Halt und Aufrichtung bietet.

Dennoch wollte sie den Zweifel und den Argwohn nicht verbannen, welche zu hegen sie so triftige Gründe hatte; und sie versetzte beinahe kalt: „Meine Meinung von Euch, Monsieur de Chazeul, muß gänzlich abhängen von Eurer eigenen Handlungsweise gegen mich und Andere. Ihr werdet ohne Zweifel anerkennen, daß das Benehmen von allen Personen innerhalb dieser Mauern gegen mich seit meiner Rückkehr nicht von der Art gewesen ist, um wohlwollende Gefühle von meiner Seite zu erwecken und zu gewinnen."

„Es ist hart und grausam gewesen," erwiederte Chazeul sogleich, „es ist hart gewesen gegen uns Beide. Man hat weder Euch noch mir eine Wahl gelassen."

Rosa starrte ihn erstaunt an, aber er fuhr fort: „Miß-

versteht mich nicht, Rosa. Was alle Gefühle und Neigungen des Herzens betrifft, ist meine Wahl, sind meine Hoffnungen längst nur auf einen einzigen Gegenstand gerichtet gewesen. Die Wahl, von der ich sprach, in Betreff dessen was ich selbst gewünscht hätte, bezog sich darauf, ob man Euch auf eine unschickliche Weise drängen sollte, in Bezug auf Dinge, die in diesem Augenblick Eurem ganzen Gefühl widerstanden, oder ob man Euch den Schmerz und Kummer um Vergangenes sollte verwinden lassen, ehe man Euch nöthigte, in neue Bande Euch zu fügen. Es ist nicht nöthig Euch Alles zu erzählen, was zwischen mir und Andern vorgefallen ist. Ich wünsche nicht auf irgend Jemand einen Tadel zu werfen; aber glaubt mir, wenn Euer Herz mißhandelt, Eure besten Gefühle verhöhnt und mißachtet worden sind, so ist es nicht mit meinem Willen geschehen. Die Zeit wird manche Wolken von Eurem Auge wegziehen; und ich möchte gern die Zeit das Ihrige wirken lassen. Ihr werdet finden, daß ich nicht so arg zu tadeln gewesen bin, als man Euch hat glauben gemacht; daß Dinge Euch als gewiß dargestellt worden, welche sehr zweifelhaft sind, und daß auch ich einiges Unrecht — wenigstens eine bittere Täuschung meiner Hoffnungen, erfahren habe. Ich suche keinen Vorwurf auf das Andenken dessen zu wälzen, der jetzt dahin ist; denn ohne Zweifel glaubte er Alles was er sagte; aber er hätte weiter nachforschen und sich erkundigen sollen, ehe er mir das zu entreißen suchte, was ich höher anschlage als jeden Schatz der Welt. Doch möchte ich selbst um Alles auf der Welt nicht Euch jetzt zu einer hastigen Ent=

scheidung drängen. Ich weiß, die Zeit wird mir günstig seyn. Wenn Ihr sofort gezwungen werdet, mir Eure Hand zu geben, wie sie beschlossen haben, daß dieß geschehen solle, so werdet Ihr mich nur hassen. Laßt mir nur Zeit; und wenn keine Hoffnung ist, Eure Liebe zu gewinnen, so will ich wenigstens Eure Achtung mir erwerben."

„Oh, Herr! wenn das Eure Gesinnungen sind," rief Rosa, „warum vereinigt Ihr dann nicht Eure Stimme mit der meinigen, um diesem hastigen und unziemlichen Verfahren Einhalt zu thun? Warum gebraucht Ihr nicht Euern Einfluß, um den schrecklichen Augenblick abzuwenden, vor welchem wir Beide uns fürchten?"

„Weil es vergeblich ist," antwortete der Heuchler; „meinen Einfluß habe ich angewendet, aber fruchtlos. Wenn mein Oheim mir, dem Contrakt gemäß, Eure Hand anbietet, so muß ich sie annehmen oder ausschlagen. Kann ich, Rosa, kann ich mit den Gefühlen für Euch, die ich hege, das Letztere wählen? Ich habe schon in ihn gedrungen, uns nicht zu einer solchen Wahl zu nöthigen. — Ich will es wieder und noch einmal thun, wenn Ihr es wünscht. Ich will ihn anflehen, ihn beschwören, inne zu halten, nur bis zu meiner Rückkehr von der Armee zu warten. Aber er hat so fest beschlossen, unsere Vermählung unwiderruflich zu machen und über allen Zweifel zu erheben, ehe ich weggehe, daß ich fürchte, es wird umsonst seyn. Ein unbestimmtes Mißtrauen, eine abergläubische Furcht vor den möglichen Folgen des Aufschubs scheint ihn besessen zu haben; und meine Mutter, mit Leidwesen muß ich es sagen, ermuntert

ihn, bei seinem Vorsatz zu beharren. Aber ich will bei Beiden alles Mögliche versuchen. Nur habt Vertrauen zu mir, Rosa. Mangel an klarem und geradem Vertrauen zwischen uns hat schon viel Unheil gestiftet. Hättet Ihr mir nur Eure Gefühle gegen mich erklärt, hättet Ihr mich nur von Eurer alten Neigung zu einem Andern in Kenntniß gesetzt: ich hätte mich wohl betrübt, ich hätte mich wohl erzürnt, ich hätte vielleicht Ausbrüchen der Wuth mich überlassen, es ist wahr; aber dennoch würde ruhiges Nachdenken Alles besänftigt haben; und vieles, vieles Schmerzliche wäre vermieden worden. Aber nichts mehr hievon. — Nein, weint nicht — ich kam Euch zu trösten, nicht, Euch zu betrüben. — Kommt, genießt die frische Luft auf den Wällen, ehe die Trompete ertönt; und sagt mir, was Ihr von mir wünscht, und ich will es thun. — Ich möchte Euch gerne von Eurer Freiheit Gebrauch machen sehen; denn es hat mir im Herzen wehe gethan, als ich die unwürdige Behandlung vernahm, die Ihr erfahren habt. Während wir dort wandeln, könnt Ihr frei mit mir sprechen; und wenn ich auf irgend eine Weise zu Eurer Ruhe und Eurem Frieden beitragen kann, soll es bei mir an keiner Anstrengung fehlen."

Seine glatten und trügerischen Worte wurden unterstützt durch die Art wie er sprach. Er nahm die Miene der lebhaften Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mit wundervollem Geschick an; und es war unmöglich, daß Rosa nicht einigermaßen in ihrer Ansicht von ihm erschüttert worden wäre. Aber dennoch ließ sie sich nicht ganz täuschen. Ob-

gleich sie nicht einsah, welchen Zweck er durch diese plötzliche Veränderung erreichen wollte, war sie doch zu rasch, als daß sie sie nicht überrascht und befremdet hätte; und es waren auch bei der ganzen Rolle, die er jetzt zum Besten gab, jene leisen Mängel, die, so gut er sie im Ganzen spielte, doch einem erfahrenen Auge verrathen haben würden, daß es Kunst und nicht Natur war, und welche selbst in Rosa's Gemüth, so wenig sie mit der Art und den Ränken der Welt bekannt war, Zweifel und Verdacht weckten. Sie sah, daß er rasch ablenkte von vielen der wichtigsten Punkte, von welchen er sprach, nachdem er sie nur ganz flüchtig berührt hatte, und immer eine Entschuldigung bereit hatte, warum er nicht tiefer einging auf irgend einen Gegenstand, der ihn hätte in Verlegenheit bringen können. Jetzt war es, daß er ihr Zartgefühl nicht verletzen wollte; jetzt, daß er keinen Tadel auf Andere werfen mochte; jetzt daß er sich selbst nicht zu reinigen oder zu entschuldigen suchte. Ein oder zweimal hätte man solche Ausreden können gelten lassen, aber sie kamen zu häufig; und er deutete auch weit mehr an als er sagte, und als er zu beweisen wohl im Stande gewesen wäre.

Nicht als ob Rosa d'Albret alle diese einzelnen Umstände bemerkt hätte, aber sie bekam vom Ganzen, verbunden mit ihrer frühern Kenntniß seines Charakters, einen unbestimmten Eindruck von Mißtrauen, von Besorgniß, er möchte sie aus irgend einer Absicht, die sie nicht errathen konnte, zu täuschen suchen. Dennoch ward, wie ich gesagt habe, ihre Ansicht von seiner Niederträchtigkeit einiger-

maßen erschüttert; sie dachte, er möge vielleicht bessere Eigenschaften haben, welche unter der Wucht schlechter Erziehung und bösen Beispiels zermalmt und erstickt worden, und die ihn, wenn sie recht gepflegt und entwickelt worden wären, zu höherem Streben und zu einer edleren Bahn hätten leiten können. Er war auch, wie schon bemerkt worden, der ganz Einzige, der geneigt schien, sie mild und freundlich zu behandeln; und sie bebte vor dem Gedanken zurück, das erste Mitgefühl, das ihr seit ihrer Rückkehr begegnete, zurückzustoßen.

Mit solchen gemischten Gefühlen also versetzte sie: „Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Freundlichkeit, Monsieur de Chazeul; aber ich darf Euch nicht täuschen. Ich darf mich selbst nicht täuschen. Ihr müßt ganz offen und deutlich von mir vernehmen, daß mein Gemüth fest und entschieden bei dem Entschluß beharrt, den ich gegen Eure Mutter ausgesprochen."

„Ich weiß nicht, worin der besteht," versetzte Chazeul, „denn ich bin noch nicht mit Allem bekannt, was diesen Morgen vorgefallen ist; aber," fuhr er fort, „Ihr müßt nicht glauben, ich sey hieher gekommen, um Euch in Versprechungen und Verpflichtungen zu verwickeln und hineinzuziehen, vor welchen Ihr natürlich zurückbeben müßt. In der That war meine einzige Absicht, als ich an Eure Thüre kam, nur die, Euch von der peinlichen und drückenden Beschränkung zu befreien, der man Euch unterworfen hatte. Ich bin weiter geführt worden als ich beabsichtigte; aber ich konnte mich nicht entschließen, die Gelegenheit zu ver-

säumen, wenigstens einen Theil der Vorurtheile zu beseitigen, welche einigermaßen durch meine eigene thörichte Aufführung, und einigermaßen vielleicht auch durch die Darstellung Anderer gegen mich mögen erweckt worden seyn. Indessen, wie gesagt, ich kam nicht hieher, um Euch zu irgend etwas zu bereden oder zu verleiten; und welches Vertrauen Ihr immer in mich zu setzen für gut findet, was Ihr immer von mir verlangen mögt, oder was ich thun kann, um Eure Wünsche zu befördern, oder Euch von Verfolgungen zu befreien, wie diejenige war, welche jetzt durch Mißverständniß zu meinen Gunsten gegen Euch in Anwendung gebracht wurde: das Alles verpflichtet Euch zu nichts, bindet Euch in keiner Weise. Verständigen wir uns ganz klar darüber, daß auf beiden Seiten Alles ganz unverändert bleibt — daß ich Euch liebe, obwohl vielleicht ohne alle Hoffnung auf Gegenliebe — und Ihr bei jedem Gefühl und Entschluß beharrt, sofern sie nicht etwa durch die Zeit, die Umstände und mein künftiges Benehmen eine Aenderung erleiden."

Rosa schüttelte den Kopf ernst und traurig, aber Chazeul fuhr mit einer leisen Veränderung des Tones fort und sagte: „Kommt, Mademoiselle d'Albret, macht einen Gang auf den Wällen, und sprechen wir nicht mehr von solchen Dingen. Die frische Luft und der Anblick der Gegend rings umher werden Euch gut thun; und wenn Ihr ein wenig ruhiger werdet, können wir miteinander uns berathen, was zu thun ist, um den Maßnahmen zu begegnen, welche wir Beide wenigstens aufgeschoben wünschen."

Rosa antwortete nicht, ließ sich aber von ihm hinausführen, obwohl nicht ohne einiges Widerstreben. Die Zofe Blanchette, welche im Vorzimmer war, sah die Hindurchgehenden mit einer Miene der Ueberraschung an; aber sie sagte nichts, und sie schritten ohne Anfechtung und Belästigung hinaus.

Während des übrigen Tages beobachtete Chazeul dasselbe Benehmen und behielt denselben Ton bei, häufig mit Rosa d'Albret die Mittel erörternd, welche ergriffen werden sollten, um den Entschluß des Grafen de Liancourt und der Madame de Chazeul zu erschüttern. Dreimal ging er, um allein mit ihnen zu sprechen, unter dem Vorwand sie zu bewegen zu suchen, ihr Vorhaben zu ändern, und kam mit finsterer, unzufriedener Miene zurück, und sagte: „Ich kann keine Antwort erlangen, als daß morgen, vor Mittag, unser Schicksal entschieden seyn müsse."

Was war in Wahrheit der Gegenstand seiner Besprechungen mit seiner Mutter und mit dem Grafen? Sehr verschieden von dem, welchen er angab! Bei seiner Mutter lachte er gar lustig über die Listen und Künste, die er ausübte. „Ha, ich lobe mir ein Weib," rief er, „wenn es gilt, in eines Weibes Herz zu sehen! Ich bin bis jetzt immer im Irrthum gewesen über dieses Mädchens Charakter. In Folge ihrer leichtmüthigen Gleichgültigkeit und ihrer koketten Munterkeit hatte ich geglaubt, mich ebenso gegen sie benehmen zu müssen; aber jetzt finde ich, daß sie wahrhaftig lauter Gefühl und Zärtlichkeit ist. Hätte ich früher einen

Schlüssel zu dem kleinen Labyrinth ihres Herzens besessen, ich würde leicht den Weg hinein gefunden haben."

Gegen den Grafen de Liancourt nahm er einen andern Ton an; er deutete hin auf die anscheinende Vertraulichkeit, welche zwischen Rosa und ihm bestand; er stellte ihm ihr Widerstreben als in der Hauptsache erheuchelt und nur aus Rücksicht auf vermeintliche Schicklichkeit angenommen dar; gab zu verstehen, sie werde es eigentlich ganz wohl zufrieden seyn, scheinbar das Opfer des Zwangs zu werden in einer Sache, wo ihre eigene Neigung und ihre Achtung vor den Regeln der Schicklichkeit und dem äußeren Schein im Widerspruch ständen; und trug Sorge, den hiedurch bewirkten Eindruck dadurch zu verstärken und zu bestätigen, daß er Rosa Antworten in leisem Ton entlockte auf ihr zugeflüsterte Fragen, welche er sich stellte, dem Ohr des Grafen geheim halten zu wollen. So verstrichen mehrere Stunden zu verschiedenen Tageszeiten. Während der übrigen aber blieb Rosa in ihrem Zimmer, in tiefe Träumereien, und in verworrene und zweifelhafte Gedanken versunken, Licht suchend in dem Labyrinth, das sie umgab, oft in die Zukunft blickend mit einem Schauder des Entsetzens, und oft die Vergangenheit mit bittern Thränen bedenkend; aber immer hörte sie eine Stimme flüstern: „de Montigni ist nicht todt!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die arme Rosa d'Albret war wie ein unerfahrener Jüngling, der gegen eine zahlreiche Bande gewissenloser Spieler zu hohem Einsatze spielt. Während Chazeul sich stellte, als ob er auf ihrer Seite wäre, es mit ihr hielte, bot seine Mutter, als seine Verbündete, alle ihre List gegen sie auf. Während dieses ganzen Tages war die Marquise in allen Theilen des Schlosses geschäftig, alle Mittel zur Erreichung ihres Zweckes in Bereitschaft setzend. Jetzt besprach sie sich mit ihrem schwachen Bruder, jetzt mit der Dienerschaft, jetzt mit dem Priester; und nicht mit kalter, lebloser Berechnung handelte sie, sondern sogar mit noch größerem Interesse, als die bloße Förderung der Absichten ihres Sohnes ihr hätte einflößen können. Sie war ganz in ihrem Element; sie liebte die Uebung ihrer Schlauheit; sie hatte große Freude an der That; sie gab ihr Aufregung, was für sie das wahre Leben war; denn sie hatte seit früher Jugend alle ihre Tage entweder mit den feinen Ränken der Intrigue, oder unter stürmischen Leidenschaften und Kämpfen der Seele hingebracht. Solche Dinge waren für sie, was geistige Getränke für den Trunkenbold oder die Würfel für den Spieler; sie konnte ohne sie nicht leben. Wir wollen jedoch ihre Art zu handeln, was diesen Tag betrifft, nur durch ein Paar ihrer Schliche und Maßregeln verfolgen; denn dieß wird genug seyn um zu zeigen, in welchem Sinne sie das Ganze leitete. Sobald ihr Sohn sie am Morgen verlassen hatte, begab sie sich in die Kapelle des Schlosses,

und gab daselbst, nach der Ausdrucksweise jener Zeit, dem Leichnam ihres Bruders geweihtes Wasser. Man wird vielleicht fragen, ob der Anblick des Sarges und des Bahrtuchs keinen Eindruck auf ihr Gemüth machte; ob die heilsamen Gedanken an den Tod, und der Augenschein, wie alle umfassenden Entwürfe und mühsamen Anstrengungen endigen müssen — die Anschauung des Zieles und der Schranke alles irdischen Ehrgeizes, nicht Zweifel und Bedenken in ihr rege machten, das Gewissen weckten, oder Reue erzeugten? Nicht im mindesten! Es waren damals seltsame und entsetzliche Zeiten, wo die täglichen Scenen von Blutvergießen und Tod, und das beständige Schauspiel von Laster und Verbrechen die meisten Herzen verhärtet zu haben schienen gegen die großen moralischen Lehren, welche das Schicksal der Sterblichen sonst den Lebenden und den Leichtmüthigen predigt. Sie fühlten sie nicht — sie wollten sie vielleicht nicht fühlen; und die wahnsinnigste Zügellosigkeit, die verbrecherischsten Anschläge, die schwärzesten und entsetzlichsten Frevel hatten oft zu Zeugen Todte, zum Vorwand die Religion, zum Banner das Kreuz.

Was sie verrichten wollte, war nur eine Ceremonie, und als solche behandelte sie auch die Sache, ohne einen andern Gedanken als: „Wir müssen den Leichnam beerdigen lassen vor der Trauung morgen. Es ist unnöthig, ihr etwas davon zu sagen.“

Sie wollte sich eben umwenden, um die Kapelle zu verlassen, als der Priester eintrat und sich ihr mit langsamen und feierlichen Schritten näherte. „Ach, guter Vater!“

rief die Marquise, sobald sie ihn erblickte, „ich habe nach Euch mich umgesehen. Ich wünschte mit Euch zu sprechen über das Benehmen dieses halsstarrigen Mädchens. Sie bleibt noch immer hartnäckig auf ihrem Sinn, und etwas muß geschehen, um ihren eigensinnigen Widerstand zu brechen. Wir haben gedacht an —"

„Nicht hier," erwiederte der Priester, ihr ins Wort fallend, „nicht hier! Dieß ist einfeierlicher und heiliger Ort, nicht geeignet für weltliche Erörterungen. Laßt uns anders wohin gehen, wo wir schicklicher diese Angelegenheit besprechen können. Die untere Halle war leer, als ich durch ging."

„Gut, gut," rief die Marquise mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Hohn war; „dort so gut wie hier."

„Besser!" sagte der Priester, voran nach dem Schloß zurückgehend. Als sie die untere Halle erreicht hatten, wie man ein großes mit Steinen gepflastertes Gemach im Stockwerk zu ebener Erde nannte, nahm Vater Walter zuerst den Gegenstand wieder auf mit den Worten: „Ich dachte, es würde Euch nicht gelingen sie zu überreden. Monsieur de Liancourt muß alle seine Autorität aufbieten."

„Ihr kennt ihn, Vater!" antwortete Madame de Chazeul. „Bei solchen Gelegenheiten gerade läßt er immer seine Freunde im Stich. Kühn, bis der Augenblick des Handelns kommt, ist er schüchtern wie ein Hase, wenn es am nöthigsten ist Festigkeit zu zeigen."

„Aber nicht, wenn man ihn zornig machen kann,"

versetzte der Priester, „oder wenn man ihn überzeugen kann, daß seine eigene Würde auf dem Spiele stehe.“

„Aber bei der jetzigen Gelegenheit kann keiner dieser beiden Fälle eintreten,“ sagte die Marquise. „Sie wird weinen und flehen, und seine Würde sowohl, als seine Schwäche werden ihre Partei ergreifen. Es liegt nur Ein Weg vor uns,“ fuhr sie in leisem und vertraulichen Tone fort, „und der ist: sie zu überzeugen, daß ihr eigener Ruf und guter Name ihre Vermählung mit Chazeul fordere.“

„Das mag schwierig seyn,“ antwortete Vater Walter nachdenklich; „aber doch mit der Zeit läßt es sich vielleicht machen. Wir können sie mit Netzen umstellen, welchen zu entkommen für sie nur eine knappe Möglichkeit ist; und beständiges Drängen und Belästigen vermag viel bei einem Weibe, wie Ihr, gnädige Frau —“

„Zeit! Zeit!“ rief Madame de Chazeul ungeduldig; „aber wir haben keine Zeit. Das ist es gerade, was uns fehlt. Die Trauung muß vor morgen Mittag stattfinden — das ist eine entschiedene Sache. Es soll geschehen, wenn ich am Leben bin!“

„Ja, aber warum denn solche Hast?“ fragte der Priester. „Wo kein weiteres Hinderniß im Wege steht, als der Widerwillen eines jungen Fräuleins, wäre es wohl der Mühe werth, einige Tage dem Versuche zu widmen, den zu überwinden.“

Die Marquise sah ihn einen Augenblick mit einem halb zornigen, halb mißtrauischen Blick an, und wiederholte dann seine Worte: „Kein Hinderniß! — Hört Ihr,

Walter de la Tremblade," und sie flüsterte ihm in's Ohr: „de Montigni lebt und ist gesund!"

Vater Walter hörte diese Zeitung mit einem ruhigen sarkastischen Lächeln, und antwortete: „Das dachte ich mir, meine Tochter. Aber wäre es nicht besser gewesen, mir dieß sogleich zu gestehen? Ein solcher Mangel an Vertrauen zu denjenigen, auf deren Klugheit Ihr Euch verlassen könnt, hat schon manchen schönen Entwurf vereitelt, und wird noch manchen vereiteln. — De Montigni lebt! — Dann müßt Ihr freilich rasch seyn! — Nicht daß ich dem jungen Mann irgend übel wollte, nicht daß ich ihm irgend ein Leid oder einen Schaden zu thun wünschte! aber wenn wir es auf irgend eine Weise hindern können, darf er der ketzerischen Partei, der er sich angeschlossen hat, nicht solche große Besitzungen zubringen, wie sie durch seine Vermählung mit diesem Fräulein in seiner Person sich vereinigen würden. Jetzt, Madame, was ist Euer Plan? denn Ihr habt schon einen ausgesonnen, das sehe ich."

Die Marquise lachte. „Habt Ihr je erlebt, daß ich keinen Plan gehabt hätte?" fragte sie. „Aber mein jetziger Anschlag ist etwas schwierig zu erklären. Indessen, glaubt Ihr nicht, guter Vater, daß man die Sachen so einrichten könnte, daß eine Vermählung mit meinem Sohn Chazeul binnen einer erstaunlich kurzen Zeit in den Augen von Rosa d'Albret selbst ein sehr gutes und willkommenes Auskunftsmittel seyn müßte?"

„Was meint Ihr?" rief der Priester, nach ein Paar Augenblicken der Ueberlegung. „Ihr wollt doch nicht

Gewalt gebrauchen? Ihr wollt doch — gewiß Ihr wollt doch nicht ein bitteres Unrecht an ihr begehen?"

„Oh, nein!" rief die Marquise, „sondern einfach durch Mittel und Kunstgriffe, die ich wohl einzuleiten weiß, sie glauben machen, daß ihr guter Name verloren sey, wenn sie nicht Chazeul heirathe. Zum Glück hat er einen ziemlichen Ruf als kecker und glücklicher Liebhaber; und so wird die Sache allen Anschein der Wahrheit bekommen."

„Aber könnt Ihr einen einmal getrübten Ruf je wieder reinigen?" fragte der Priester; „könnt Ihr den schwarzen Pestflecken wieder tilgen an dem reinen Namen, den Ihr besudelt habt? Ach, gnädige Frau, in dieser Welt kann jede müssige Zunge, jeder eitle, sittenlose Mann, jedes rachgierige Weib den Ruf der Guten und Reinen zu Grunde richten durch Ein leichtsinniges Wort; aber wo ist die Macht, die ihn wieder herzustellen vermag? Schnöder Verdacht flüstert die erwiesene Lüge doch immer wieder der leichtgläubigen Menge ins Ohr, und menschliche Bosheit nimmt sie mit Freuden an, und verbreitet die Verleumdung mit geschäftiger Beharrlichkeit. Wollt Ihr so den guten Namen von Eures Sohnes Gattin zerstören?"

„Nur um sie zu seiner Gattin zu machen!" versetzte Madame de Chazeul, „nur vor ihr selbst!" und sie erläuterte ihm sofort ihren Plan im Einzelnen — freilich nicht aufrichtig, nicht vollständig, denn sie gehörte zu denjenigen Menschen, welche gegen Niemand ganz aufrichtig seyn können; aber der Priester kannte sie wohl, und errieth aus dem, was sie ihm sagte, das was sie verschwieg. Seine

Stirne jedoch war umwölkt und zweifelhaft, und er fragte: „Aber doch keine Gewalt?“

„Keine, keine!“ rief Madame de Chazeul.

„Gut,“ sagte er nach einer zweiten langen Pause, „vielleicht ist es die einzige Art und Weise, ihre Zustimmung zu erlangen. — Aber mir gefallen solche Plane nicht; und ich bin froh, daß ich selbst keine Rolle bei dieser Sache zu spielen habe.“

„Aber wenn Ihr Chazeul hörtet oder sähet,“ fragte die Marquise, „so würdet Ihr keine Kunde davon nehmen?“

„Ich werde ihn weder hören noch sehen,“ versetzte der Priester, „denn ich halte Vigilie in der Kapelle bei Eures Bruders Leichnam, meinem Versprechen gemäß, bis zur Frühmesse.“

„Das trifft sich glücklich!“ rief Madame de Chazeul; und dann fügte sie hinzu, damit er nicht ihren Ausruf auf seine eigene Weise deute: „ich meine, daß Euch so alle persönliche Kenntnißnahme von der Sache erspart bleibt.“

„Wahr!“ antwortete er, „wahr! und ich möchte gern so wenig als möglich davon wissen. — Ich muß jetzt gehen und Messe lesen, gnädige Frau. — Der Graf, hoffe ich, wird anwesend seyn; obgleich, die Wahrheit zu gestehen, dieß Haus mehr wie die Wohnung eines Hugenotten als eifrigen Katholiken ist, so arg werden die Gebote und Gebräuche der Religion vernachlässigt; aber im Verlauf des Morgens werde ich schon einen Augenblick finden mit ihm zu sprechen, und will ihn dann in seinen Vorsätzen zu bestärken suchen.“

„Thut es, thut es, guter Vater!“ erwiederte die Marquise, und verließ ihn dann, nicht ganz zufrieden mit sich selbst, daß sie ihn hatte in den Anschlag hineinsehen lassen, von welchem sie jetzt ganz erfüllt war.

Blanchette war die nächste Person, welche sie bearbeitete; aber ihr machte sie keine Eröffnung von ihrem Vorhaben, sondern überließ es ihrem Sohn selbst, mit der Zofe sich zu verständigen. Aber sie bahnte ihm den Weg durch manche schlaue Anspielung, wie nothwendig es sey, daß Blanchette ihm in allen Dingen zu Gefallen lebe, sowohl vor als nach seiner Vermählung mit ihrer Gebieterin, indem sie ihr zu verstehen gab, daß ihr Glück ganz von seiner Gunst abhänge, und daß es gesichert sey, wenn sie sich in derselben behaupte.

Blanchette hörte ihr zu und versprach den willigsten Gehorsam, aber sie sah deutlich, daß ein weiterer Plan im Werke war, welcher ihr später erklärt werden würde; und sie harrte den ganzen Tag voll Ungeduld zu erfahren, worin er bestehe, da sie hoffte, an demselben eine Quelle des Gewinnes für sich selbst zu finden. Gegen Abend rief sie ihr Freund, der vertraute Diener Chazeuls, in seines Herrn Zimmer, und sie blieb über eine halbe Stunde bei ihm in angelegentlicher, vertrauter Besprechung. Als sie von ihm herauskam, war unverkennbar, daß das Mädchen, trotz der Stumpfheit ihres Gemüthes, und der noch größeren Unempfindlichkeit, die sie bisweilen zum Schein annahm, nicht wenig aufgeregt und selbst erschüttert war. Sie ging mit hastigen Schritten in das Zimmer zurück, in welchem sie

schlief, blieb einen Augenblick in der Mitte desselben stehen, wandte sich dann und ging wieder hinaus, und pochte an der Thüre von des Priesters Zimmer, das, wie wir früher angegeben, neben dem ihrer Gebieterin lag. Keine Antwort erfolgte; und hinunter eilend, erkundigte sie sich bei der Dienerschaft, die sie unten traf, ob sie ihr nicht sagen könnten, wo Monsieur de la Tremblade zu finden sey.

Einer antwortete ihr, er sey in seinem eigenen Zimmer, aber ein Zweiter rief, ehe Blanchette erwiedern konnte, der Erste sey im Irrthum: „Nein, nein, Mamselle Blanchette, er ist in der Kapelle;“ und dahin eilte sofort das Mädchen. Sich mit Weihewasser aus dem Weihkessel unter der Thüre bekreuzend, und im Weitergehen die gebührenden Kniebeugungen machend, näherte sich Blanchette dem Altar und betrachtete im Vorbeigehen die Bahre des alten Kommandeurs mit einer Miene des Mißbehagens und selbst der Furcht.

Der Priester kam eben zu Ende mit einer der vielen Verrichtungen und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche; und das Mädchen wartete, bis die letzten Worte auf seinen Lippen erstarben, und näherte sich ihm dann mit tiefer, ehrerbietiger Verbeugung.

„Was ist es, Blanchette?“ sagte Monsieur de la Tremblade, „Ihr scheint erschrocken und in hastiger Eile.“

„Ich möchte wissen, was ich thun soll, Vater,“ sagte Blanchette in leisem Tone. „Gewiß, ich weiß nicht, ob ich einwilligen soll in das, was Monsieur de Chazeul von mir verlangt, oder nicht.“

„Still," sagte der Priester; „kommt in den Beichtstuhl," und sich in den alten eichenen Schrein stellend, neigte er sein Haupt herab, während Blanchette auf der andern Seite des Gitters knieend, durch die Oeffnung ihm ihr Anliegen vortrug.

Der Priester hörte sie ohne Ueberraschung an, wie sie ihm erzählte, daß Mònsieur de Chazeul verlangt habe, sie solle ihm eine Stunde nach Mitternacht den Einlaß in ihrer Gebieterin Zimmer gestatten. „Er versicherte mich," sagte das Mädchen, „es geschehe mit der Einwilligung der Mademoiselle d'Albret, aber sie möge nicht mit mir davon sprechen, und er setzte hinzu, ich solle nicht mit ihr davon reden."

„Das war nicht recht, denn ich glaube, es ist nicht wahr," versetzte der Priester. „Aber was Ihr zu thun habt, ist, Madame de Chazeul zu fragen und ihren Weisungen zu folgen."

„Oh, wenn ich das thun soll," rief das Mädchen, — „Sie hat mir schon befohlen, Alles zu thun, was Monsieur de Chazeul mich heiße; aber ich hielt es für meine Pflicht, zu Euch zu gehen und Euch zu fragen, Vater, damit ich ganz beruhigt wäre, über das, was ich thun soll."

Der Priester schwieg und zögerte, aber nach einigen Minuten des Nachdenkens antwortete er: „Ich kenne die nähern Umstände nicht, meine Tochter. — Ohne Zweifel hat Monsieur de Chazeul keine schlechte Absichten." Und mit diesen Worten stand er auf und verließ den Beichtstuhl,

indem er es Blanchetten überließ, sich selbst ihre Folgerungen zu ziehen und nach ihrem Gutdünken zu handeln.

Das Mädchen blieb stehen und sann einige Augenblicke tief nach; dann zuckte sie die Achseln und murmelte mit einem leisen Lachen: „Nun, wenn er nichts Schlimmes daran findet, was geht es mich weiter an?“ und mit diesem beruhigenden Entschluß kehrte sie langsam ins Schloß zurück.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 108

Stuttgart 1844

P.o.angl. 590 r-108/110

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753248-6